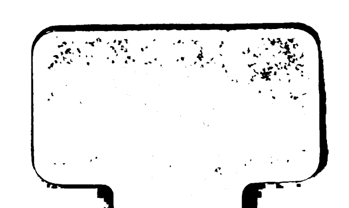



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Göthe's

vaterländische Gedanken

und politisches

Glaubensbekenntniß.

Frankfurt a. M.

Druck und Verlag von H. L. Brönner.

1853.

Mit den Irrthümern der Zeit ist schwer sich abzufinden. Widerstrebt man ihnen, so steht man allein; läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre, noch Freude davon.

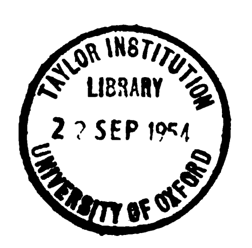
(Göthe's sämmtliche Werke, III., 263.)

Die gegenwärtige Welt ist nicht werth, daß wir etwas für sie thun, denn die bestehende kann in dem Augenblick abscheiden. Für die vergangene und künftige müssen wir arbeiten: für jene, daß wir ihr Verdienst anerkennen, für diese, daß wir ihren Werth zu erhöhen suchen.

III., 231.

„Bist Du denn auch zu Grunde gerichtet?
Von Deinen Hoffnungen trifft nichts ein!"
Die Hoffnung ist's, die sinnet und dichtet,
Und da kann ich noch immer lustig sein.

III., 29.



Die hier theils nach näherer oder fernerer Verwandtschaft ihres Inhaltes, theils nach der Zeit an einander gereihten Aussprüche Göthe's sind nicht ohne einige Mühe aufgesucht und ausgeschrieben worden. Um den Einwurf abzuwenden, daß dieselben mehr dem Dichter, als dem Menschen Göthe, die doch beide eins sind, angehörten, sind sie nicht sowohl seinen eigentlichen Dichterwerken, als seinen autobiographischen Schriften, seinen aphoristischen Aeußerungen, in Versen und Prosa, seinen kleineren Aufsätzen, seinen Briefen und aufgezeichneten Gesprächen entnommen. Sie kön-

nen daher wenigstens theilweise als minder bekannt vorausgesetzt werden, so daß Sammler und Verleger glauben dürfen mit der Herausgabe derselben nichts Ueberflüssiges gethan zu haben. A. B.

Frankfurt a. M. im October 1852.

Mir ist von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst. XIX., 297. *)

Die Fratze des Parteigeistes ist mir mehr zuwider, als irgend eine andere Caricatur.
Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren 1794 bis 1805, Thl. 3, S. 110.

Es ist mit dem Streit über Priorität, wie über Legitimität: es ist niemand früher und rechtmäßiger, als wer sich erhalten kann.
Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832, Thl. 2, S. 336.

Welches Recht wir zum Regimente haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob

---

*) der sämmtlichen Werke Göthe's in XXX Bänden Stuttgart und Tübingen, 1850 und 1851.

das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu thun *). III, 217.

Aeußeres Gepränge ist jetzt bei Fürsten kaum mehr an der Zeit. Es kommt jetzt darauf an, was Einer auf der Wage der Menschheit wiegt; alles Uebrige ist eitel. Ein Rock mit dem Stern und ein Wagen mit sechs Pferden imponirt nur noch allenfalls der rohesten Masse, und kaum dieser. Eckerm. Gespr. **) v. 23. Oct. 1828.

Eine politisch religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Sym-

---

*) „Warum denn, wie mit einem Besen,
Wird so ein König hinausgekehrt?"
Wären's Könige gewesen,
Sie ständen noch alle unversehrt! III, 132.

**) Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens; 1823 — 1832. Von J. P. Eckermann; ein Werk, durch das sich der wackere Verfasser ein bleibendes Verdienst erworben hat und welches neben und unter den Göthe'schen Werken kaum fehlen darf.

bolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne; denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet. XVII, 181.

Wäre ich ein Fürst, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheidtes zu Tage kommt! — Junge Männer wollt' ich haben! aber es müßten Capacitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet und dabei vom besten Wollen und edelsten Character. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! — Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde, und der so gut bedient wäre?

Eckerm. Gespr. v. 11. März 1828.

Die Herren der Erde sind es vorzüglich dadurch, daß sie, wie im Kriege die Tapfersten und

Entschlossensten, so im Frieden die Weisesten und Gerechtesten um sich versammeln können.

XVIII, 70.

Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffene Epochen sind subjectiv, dagegen aber haben alle vorschreitende Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjective. Jedes tüchtige Bestreben dagegen wendet sich aus dem Innern heraus auf die Welt, wie wir an allen großen Epochen sehen, die wirklich im Streben und Vorschreiten begriffen und alle objectiver Natur waren *) Eckerm. Gespr. v. 29. Jan. 1826.

*) Der obigen Aeußerung läßt sich folgende Stelle in den Noten und Abhandlungen zum west-östl. Divan (W. W. IV, S. 282) an die Seite setzen: Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlten sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.

Es ist nichts trauriger anzusehen, als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt; es erscheint im Jahre 1830 vielleicht ungehöriger als je. — Vor der Revolution war Alles Bestreben, nachher verwandelte sich Alles in Forderung.

III, 232 f.

Bei keiner Revolution sind die Extreme zu vermeiden. Bei der politischen will man anfänglich gewöhnlich nichts weiter als die Abstellung von allerlei Mißbräuchen; aber ehe man sich's versieht, steckt man tief in Blutvergießen und Gräueln. Eckerm. Gespr. v. 14. März 1830.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Anfang lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur

Ein Uebel ist unheilbar: wenn der Mensch (das Volk) sich selbst aufgibt*).

Johannes von Müller's Rede über Friedrich den Großen am 29. Jan. 1807, aus dem Französischen deutsch von Göthe. XXI., 340.

Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung und wenn sie sich zu verwirklichen beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden. III., 229.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten. III., 147.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gerne mit leeren Wortschällen hinhalten.

---

*) Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Muth verloren — alles verloren!
Da wär' es besser: nicht geboren. (III, 90.)

Eine Idee darf nicht liberal sein. Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, productiv zu sein, erfülle.
III., 179.

Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden. III., 218.

Die politischen Systeme taugen so wenig wie die philosophischen, sobald sie sich mit der Natur in Widerspruch setzen. So wenig der Mensch sein Naturell, eben so wenig kann ein Staat seine Berge und seine Flüsse aufgeben und einer bloßen Idee zu gefallen seinem Wesen selbstvernichtende Bedingungen vorschreiben. Solche Verkehrtheit rächt sich jedesmal.

Göthe, aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk, Leipzig, 1832; S. 77; aus welchem hier nichts entnommen ist, als was ganz zuverlässig erschien.

Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn sie über sich selbst urtheilen kann. Zu diesem großen Vortheil gelangt sie aber sehr spät. III., 165.

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihr jederzeit zur Last. III, 175.

Frage sich doch Jeder, mit welchem Organ er allenfalls in seine Zeit einwirken kann und wird! III., 232.

Wer verbirgt wohl zu unsern Zeiten die gute Meinung, die er von sich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigste sei? XXVI., 335.

Unser Antheil an öffentlichen Angelegenheiten ist meist nur Philisterei. III., 225.

Die liberalen Schriftsteller spielen jetzt ein gutes Spiel, sie haben das ganze Publikum zu Suppleanten. III., 179.

Man hört niemals mehr von Freiheit reden, als wenn eine Partei die andere unterjochen will, und es auf weiter nichts abgesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt und ihr von auswärtigem*) Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht. IV., 250.

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgangern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und aus der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will. III., 288.

Alles Große und Gescheidte existirt in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk

*) und innerem

und König gegen sich hatten und ihre großen Plane einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein.*)

Eckerm. Gespr. v. 10. Febr. 1829.

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältniß Volkheit zum Volke ausdrücke. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind, der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr; dieses weiß vor lauter Wollen niemals was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Ver-

*) Ich bin so sehr geplagt
Und weiß nicht, was sie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was Einer hätte thun sollen.

ständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.
III., 217.

Der Verständige regiert nicht, aber der Verstand; nicht der Vernünftige, sondern die Vernunft.
III., 218.

Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.*)
III., 218.

Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese los zu werden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man es gewahr wird, daß man wieder Ordnung

*) Sonst, wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt, wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen.
Bei solchem Lied und Reigen
Das Beste — ruhn und schweigen. (III, 130.)

machen müsse. Classicismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbfreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Conflict, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand der Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins Gleiche stellte. Dieß ist aber den Menschen nicht gegeben, und Gott scheint es auch nicht zu wollen. III., 189.

Censur und Preßfreiheit werden immerfort mit einander kämpfen. Censur fordert und übt der Mächtige, Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in seinen Planen, noch seiner Thätigkeit durch vorlautes widersprechendes Wesen gehindert, sondern er will gehorcht sein; dieser möchte seine Gründe aussprechen, den Ungehorsam zu legitimiren. — Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Theil gleichfalls auf seine Weise die Preßfreiheit zu unterdrücken sucht, und zwar in dem Falle, wenn er conspirirt und nicht verrathen sein will. III., 217.

Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus; denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen, denn der Uebermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern. „Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen!" sagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte. III., 233.

Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts; die Todesstrafe abzuschaffen, wird schwer halten. Geschieht es, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.

Wenn sich die Gesellschaft des Rechtes begiebt, die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthülfe unmittelbar wieder hervor: die Blutrache klopft an die Thüre. III., 218.

In einigen Staaten ist in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Uebertreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schädlichkeit in der Folge all=

gemein wird eingesehen werden, aber jetzt schon von tüchtigen, redlichen Vorstehern vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten.

III., 232.

Das Volk begnügt sich meist damit, einigen recht lauten Vorsprechern das, was es von ihnen gehört hat, eben so laut wieder nachzusprechen. Dadurch werden dann freilich die seltsamsten Erscheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würde. Die Ergebnisse der Philosophie, der Politik und Religion sollen billig dem Volke zu gute kommen; das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Priestern, noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts.

Falk, a. a. O., S. 84.

Wir redeten (erzählt Eckermann), über verschiedene Regierungsformen und es kam zur Sprache, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der Einzelnen hervorrufe und man vor lauter Wünschen zuletzt nicht mehr wisse, welche man befriedigen solle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte, Milde und moralischer Delicatesse auf die Länge nicht durchkomme, indem man eine gemischte und mitunter verruchte Welt zu behandeln und in Respect zu erhalten habe. Es ward zugleich erwähnt, daß das Regierungsgeschäft ein sehr großes Metier sei, das den ganzen Menschen verlange, und daß es daher nicht gut, wenn ein Regent zu große Nebenrichtungen, wie z. B. eine vorwaltende Neigung zu den Künsten, habe *), wodurch nicht allein das Interesse des Fürsten, sondern auch die Kräfte des Staates gewissen nöthigern Dingen entzogen würden. Eine vorwaltende Neigung

*) Wie ein griechischer Flötenspieler dem königlichen Tadler seines Spieles entgegnete: Mögen die Götter dich davor bewahren, daß du dieß jemals besser verstehest als ich.

zu den Künsten sei mehr die Sache reicher Privatleute.

Eckerm. Gesp. v. 18. Febr. 1831.

Das Unglück ist im Staat, daß niemand leben und genießen, sondern jeder regieren, und in der Kunst, daß niemand sich des Hervorgebrachten freuen, sondern seinerseits selbst produciren will . . . Es ist ferner kein Ernst da, der ins Ganze geht, kein Sinn, dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun, sondern man trachtet nur, wie man sein eignes Selbst bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe . . . Ueberall ist es das Individuum, das sich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe sein eignes Selbst zurücksetzte.

Eckerm. Gespr. v. 20. Apr. 1825.

Da eine jede Alleinherrschaft allen Einfluß ablehnet, und die Persönlichkeit des Regenten in größter Sicherheit zu bewahren hat, so folgt hieraus, daß der Despot immerfort Verrath argwöhnen, überall Gefahr ahnen, auch Gewalt

von allen Seiten befürchten müsse, weil er ja selbst nur durch Gewalt seinen erhabenen Posten behauptet . . . Zu diesem unglücklichen Gebrechen der Despotie fügt sich unvermeidlich ein anderes, wobei noch zufälliger und unvorhergesehener sich Gewaltthaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Mensch wird von seinen Gewohnheiten regiert, nur wird er, durch äußere Bedingungen eingeschränkt, sich mäßig verhalten, und Mäßigung wird ihm zur Gewohnheit. Grade das Entgegengesetzte findet sich bei dem Despoten: ein uneingeschränkter Wille steigert sich selbst und muß, von außen nicht gewarnt, nach dem völlig Gränzenlosen streben . . . Selig preisen wir daher gebildete Völker, deren Monarch sich selbst durch ein edles sittliches Bewußtsein regiert, glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrscher selbst zu lieben und zu fördern Ursache hat, weil sie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue ersparen. Aber nicht allein der Fürst, sondern ein Jeder, der durch Vertrauen, Gunst oder Anmaßung Theil an der höchsten Macht gewinnt, kommt in Gefahr, den Kreis

zu überschreiten, welchen Gesetz und Sitte, Menschengefühl, Gewissen, Religion und Herkommen zu Glück und Beruhigung um das Menschengeschlecht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Hut sein, daß nicht auch sie, in den Strudel unbedingten Wollens hingerissen, sich und andere unwiderbringlich ins Verderben hinabziehen. Westöstl. Divan — IV., 308—310.

Es ist nun schon bald zwanzig Jahre, daß die Deutschen sämmtlich transcendiren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderlich vorkommen. III., 184.

Alles ist jetzt ultra, alles transcendirt unaufhaltsam, im Denken wie im Thun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann die Rede nicht sein; einfältiges Zeug giebt es genug. Junge Leute werden viel zu früh

aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach Jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Communication sind es, worauf die Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Cultur gemein werde; dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancastersche Lehrmethode und was nicht alles. Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die sobald nicht wiederkehrt. ... Laß uns auf unsrer Weise beharren, fühlen und gewahr werden, denken und thun! alles Uebrige ist vom Uebel. Die neuere Welt ist den

Worten hingegeben, das mag sie denn so weiter treiben und haben.

Göthe an Zelther im Jahre 1825. 4ter Thl. S. 43 f., S. 106.

Dumont*) ist ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftige Leute sind und sein sollen und wie ich selber es bin, und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe. Der wahre Liberale sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwerdt vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft eben so viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn, das Bessere zu erreichen, Zeit und Umstände begünstigen. Eckerm. Gespr. v. 3. Febr. 1830.

*) Der bekannte Genfer Staatsmann, Anhänger Bentham's, Freund und Mitarbeiter Mirabeaus rc. starb 1829.

Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und andere waren im Glauben und im Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen, sich immer mehr erweiternden deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich mit so mannichfaltigen poetischen Verdiensten auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt, und grade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt so gut man kann; man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt niemand und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden dagegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein; man will nichts über sich dulden; wir wollen nicht beengt sein, niemand soll beengt sein, und dieß

zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen ins Regiment, die, mit löblichen Anfängen, zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte . . .

Unter uns jungen Leuten ließ sich zwar nichts von jener Art spüren, welche tadelnswerth gewesen wäre; aber eine gewisse ähnliche Vorstellung hatte sich unser bemächtigt, die, aus Poesie, Sittlichkeit und einem edeln Bestreben zusammengeflossen, zwar unschädlich, aber doch fruchtlos war. . . Was mich betraf, so fuhr ich fort, die Dichtkunst zum Ausdruck meiner Gefühle und Grillen zu benutzen. . . Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im Götz von Berlichingen zu befreien, indem ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich

entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten, verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint.

(Aus meinem Leben. XVIII., 78 ff.)

In Götz war es ein tüchtiger Mann, der untergeht, in dem Wahn, zu Zeiten der Anarchie sei der wohlwollende Kräftige von einiger Bedeutung*); im Egmont waren es fest gegründete Zustände, die sich vor strenger, gut berechneter Despotie nicht halten können. XVIII., 287.

*) Doch dieses Bild führt uns heran die Zeit,
Wo Deutschland, in und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte, Scepter, Krummstab, Schwert
Feindselig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt;
Des Landmanns Kräfte kriegrisch aufgewühlt;
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmitzte Habsucht, kühne Wagniß galt.
Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb, gerecht zu sein.
Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half, er schadete, so wie es kam.
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge, die ihn trug,
Ob seinem Haupt verschlingend überschlug.
Er, würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitensturm unwillig unterging. VI., 287.

... Ferner nimmt unser Dichter einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im Besondern, doch im Allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Cabinetten, an Höfen zu finden, und da nun gar Klopstock, durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain, der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte, so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hin trieben, und

man wird unserm Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theil, um die Sclavenkette der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch ist in der Folge die Annäherung zum französischen Freiheitskreise nicht heftig, noch von langer Dauer; bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestoßen und kehrt ohne Harm in den Schooß sittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Aus der im Jahre 1804 geschriebenen Recension der Lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß.
XXVI., S. 80 ff.

Die Lieder Sineds des Barden mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis etc. Wien 1773.

... Wir sind wider die Bardenpoesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem oder dem Tone der Gleim'schen Kriegslieder am besten verbreitet; und der Dichter setzt sich lieber in die Zeiten der Sitten-

unschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsre tändelnden Zeiten besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir unsern Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten singt kein Dichter in diesem Tone fremd, und antike griechische Schilderungen, mit deutschen Sitten verbrämt, sind doch ja wohl eben der Fehler oder wohl ein größerer als Bardenpoesie in unserm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtschaffenheit statt der Kabale und der Laster unsers Jahrhunderts, statt der Bosheit der Priester und unsers Volkes wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erst kann der Barde seine Saiten umspannen und seinen Zeiten gemäß singen. Indeß bringt jeder Barde sein Opfer zur Verbesserung unsrer Sitten, und dieß hat auch hier Denis gethan ...

Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. von Sonnenfels, Wien 1771.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die unzufriedene Uebersichtigkeit der Menschen nicht

dafür bekannt wäre, daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt, nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen ... Ueber die Liebe des Vaterlandes in Form eines Tractats für's deutsche Publikum! Die ewigen, mißverstandenen Klagen nachgesungen: Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus!

Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich?

Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können, noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Ergebniß vieler glücklich zusammentreffenden Umstände war und ist?

Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drinnen zu liegen ...

Aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen der Jahre 1772 u. 1773. XXVI., 41 u. 61.

Ich habe den großen Vortheil, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, so daß ich vom siebenjährigen Krieg, sodann von der Trennung Amerika's von England, ferner von der französischen Revolution, endlich von der ganzen Napoleon'schen Zeit, bis zum Untergange des Helden, und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz andern Ergebnissen und Einsichten gekommen, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden und sich jene große Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen.

Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht vorherzusagen; doch ich fürchte, wir kommen sobald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt stattfinde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmähliger Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so

wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hinüber schwanken: der eine Theil wird leiden, während der andere sich wohlbefindet, Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.

Das Vernünftigste ist immer, daß Jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den Andern nicht hindere, das seinige zu thun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pflug und der Fürst wisse zu regieren. Denn dieß ist auch ein Metier, das gelernt sein will und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht. In dem was ich selber zu thun und zu treiben hatte habe ich mich immer als Royalist behauptet*):

---

*) Warum ich Royaliste bin,
Das ist sehr simpel:
Als Poet fand ich Ruhmes Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel;
Mußt' aber alles selber thun,
Konnt' niemand fragen.
Der alte Fritz wußt' auch zu thun,
Durft' ihm niemand was sagen. (III, 106.)

die Andern habe ich schwatzen lassen und ich habe gethan, was ich für gut fand. Ich übersah meine Sache und wußte wohin ich wollte. Hatte ich als Einzelner einen Fehler begangen, so konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu dreien und mehreren begangen, so wäre ein Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter Vielen ist zu vielerlei Meinung.

Eckerm. Gespr. v. 25. Febr. 1824.

In Gotha war ich in frühester Zeit oft und gerne; doch seit langen Jahren so gut wie gar nicht. Das hat so seine Bewandtniß. Ich bin dort nicht zum Besten angeschrieben. Ich will Ihnen davon eine Geschichte erzählen. Als die Mutter des jetzt regierenden Herrn noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort sehr oft. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Theetisch, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blondlockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Tisch kamen. Uebermüthig wie ich sein konnte fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: Nun Ihr Semmel-

köpfe, was macht Ihr? — Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit, und haben es mir später nie vergessen.

Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwerth dahintersteckte, nie viel Respect. Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten Viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen.

Eckerm. Gespr. v. 26. Sept. 1827.

Die Narren von Deutschen schreien noch immer gegen den Egoismns, uud wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinigen redlich, und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt, so sähe vielleicht alles anders aus. *)

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, Thl. 1. S. 375:

Wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutschen mich so ein fünfzig oder hundert Jahre hinter einander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Uebels nachsagten: das sollte mich außer Maßen ergötzen. Es müßte ein prächtiges Product sein, das solche Wirkung bei ei-

*) Sie schelten einander Egoisten;
Will jeder doch nur sein Leben fristen.
Wenn der und der ein Egoist,
So denke, daß du es selber bist.
Du willst nach deiner Art bestehn,
Mußt selbst auf deinen Nutzen sehn!
Dann werdet ihr das Geheimniß besitzen,
Euch sämmtlich unter einander zu nützen;
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der andern schadet, um etwas zu sein. (III, 72.)

nem von Natur völlig gleichgültigen Publikum wie das unsre hervorbrächte. Es ist doch wenigstens Charakter im Haß, und wenn wir nur erst wieder anfingen und in irgend etwas, sei es was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeigten, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege ein Volk zu werden. Im Grunde verstehen die Meisten unter uns weder zu hassen, noch zu lieben. Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zu Danke gemacht.*)

Falk, a. a. O., S. 91.

Es ist wunderlich, gar zu wunderlich, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung geräth. Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein= für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und

*) „Sie wollten Dir keinen Beifall gönnen,
Du warst niemals nach ihrem Sinn."
Hätten sie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht, was ich bin. (III, 106.)

Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwig des Fünfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet, als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders? Ich freue mich über jede Verbesserung, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß. Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose, als das Vollkommenste, was unsre deutsche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Thor genug, um zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon jetzt, Ende April's, gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich sehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn

ich im Mai die Knospe sehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser.

Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht.*) Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem Solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eignen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre, den Zu-

*) Verstanden hat er Vieles recht;
Doch sollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen! (III, 132.)

stand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich, was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt, als die eines wohlhabenden Privatmanns? Man gehe nur in unsere Seestädte, und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmanns besser bestellt finden, als die seinigen. Wir werden diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit fünfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter, als ein beständiges Dienen! was war es, als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes! Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines Solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist. *)

Eckerm. Gespr. v. 27. Apr. 1825.

---

*) Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.

Man erkennt niemand an, als den, der uns nutzt. Wir erkennen den Fürsten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz gesichert sehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältnisse.

III., 156.

Ich bin den deutschen Turnanstalten durchaus nicht abgeneigt. Um so mehr hat es mir leid gethan, daß sich sehr bald allerlei Politisches dabei einschlich, so daß die Behörden sich genöthigt sahen, sie zu beschränken oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turnanstalten wieder herstelle, denn unsre deutsche Jugend bedarf es, besonders die studierende, der bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nöthige Thatkraft zugleich. . . . Ueberhaupt mit einer erwachsenen Ge-

---

Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein. 2c. I., 329.

neration ist nie viel zu machen, in körperlichen Dingen, wie in geistigen, in Dingen des Geschmacks, wie des Charakters. Seid aber klug und fanget in den Schulen an, und es wird gehen! Eckerm. Gespr. v. 1. Mai 1825.

In England kommt das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, schon den Kindern zu gute, so daß sie sowohl in der Familie, als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklicheren, freieren Entwicklung genießen, als bei uns Deutschen. Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinaus zu sehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die kleinen Dingerchen fliehen so schnell sie konnten. Jetzt wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit Ihres-

gleichen vor ihren Thüren gerne ein Spielchen machten, sehe ich sie immer genirt, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister. . . Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen. . . . Sehr viel könnte geschehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von oben, durch die Herrscher und ihre Nächsten . . . Wir wollen indeß hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstracte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein.

Eckerm. Gespr. v. 12. März 1828.

Der Deutsche hat Freiheit der Gesinnung und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistesfreiheit fehlt. III., 161.

Ueber Geschichte kann niemand urtheilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen können erst über Literatur urtheilen, seitdem sie selbst eine Literatur haben. III., 155.

Die Lust der Deutschen am Unsichern in den Künsten kommt von der Pfuscherei her, denn wer pfuscht, darf das Rechte nicht gelten lassen, sonst wäre er gar nichts. III., 160.

Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort G e m ü t h nicht aussprechen; dann würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen. Jetzt heißt es nur: Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden. III., 188.

Einem jeden wohlgesinnten Deutschen ist eine gewisse Portion poetischer Gabe zu wünschen, als das wahre Mittel, seinen Zustand, von welcher Art er auch sei, mit Werth und Anmuth einigermaßen zu umkleiden. III., 181.

„Die Germanen, sagt Guizot, brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war.“ Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen recht, und ist nicht diese Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns Deutschen wirksam? Die Reformation kam aus dieser Quelle wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg, Gescheidtes wie Dummes. Auch das Buntscheckige unsrer Literatur, die Sucht unsrer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt eine neue Bahn machen zu müssen, so wie die Absonderung und Isolirung unsrer Gelehrten, wo jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt: alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten weit mehr zusammen und richten sich nach einander. In

Kleidung und Betragen haben sie etwas Uebereinstimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genug zu thun, er fragt nicht nach dem andern, denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit; woraus denn, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes.

Eckerm. Gespr. v. 6. Apr. 1829.

Sich von einander absondern ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist.

Briefw. zw. Göthe u. Knebel, Thl. 2, S. 114.
24. Nov. 1813.

Jede der deutschen Academien hat eine besondere Gestalt, denn weil in unserm Vaterlande keine allgemeine Bildung durchdringen kann, so beharrt jeder Ort auf seiner Art und

Weise und treibt seine charakteristischen Eigenheiten bis aufs letzte; eben dieses gilt von den Academien. XVII., S. 228.

Wir Deutschen sind lauter Particuliers; an Uebereinstimmung ist nicht zu denken; jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eignen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen.

Eckerm. Gespr. v. 3. Oct. 1828.

Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammenzubleiben, aber doch — für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, welcher er wolle, hat so ein eignes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen. III., 174.

Möser's Darstellung (in den Patriotischen Phantasien), so dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutschen höchst interessant sein. Wenn man sonst dem deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht

vorwarf, so erschien aus dem Möser'schen Standpunkte gerade die Menge kleiner Staaten als höchst erwünscht zu Ausbreitung der Cultur im Einzelnen, nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage, und Beschaffenheit der verschiedensten Provinzen hervorgehen; und wenn Möser, von der Stadt, vom Stift Osnabrück ausgehend und über den westphälischen Kreis sich verbreitend, nunmehr dessen Verhältniß zu dem ganzen Reiche zu schildern wußte und, bei Beurtheilung der Lage das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zusammenknüpfend, dieses aus jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung lobens- oder tadelnswürdig sei, gar deutlich auseinander setzte, so durfte nur jeder Staatsverweser, an seinem Ort, auf gleiche Weise verfahren, um die Verfassung seines Umkreises und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen aufs beste kennen zu lernen und sowohl Gegenwart als Zukunft zu beurtheilen. XVIII., 178.

Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsre guten Chausseen und die

Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor allem aber sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungehindert passiren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimar'schen Bürgers von den Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, im Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großen Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrthum. Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Glie-

dern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose hat eine Karte über den Culturzustand Frankreichs entworfen und die größere und geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun, besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen, einzelne Departements, die in ganz schwarzen Farben daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich, statt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch ist Deutschland groß, als durch eine bewundrungswürdige Volks-Cultur, die alle Theile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürsten-

ſitze, von denen ſie ausgeht, und welche ihre Träger und Pfleger ſind? Geſetzt, wir hätten in Deutſchland ſeit Jahrhunderten nur die beiden Reſidenzſtädte Wien und Berlin oder gar nur eine, da möchte ich aber doch ſehen, wie es um die deutſche Cultur ſtände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlſtand, der mit der Cultur Hand in Hand geht? Deutſchland hat über zwanzig im ganzen Reich vertheilte Univerſitäten und über hundert eben ſo verbreitete öffentliche Bibliotheken; an Kunſtſammlungen und Sammlungen von Gegenſtänden aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürſt hat dafür geſorgt, dergleichen Schönes und Gutes in ſeine Nähe heranzuziehen. Gymnaſien und Schulen für Technik und Induſtrie ſind im Ueberfluß da. Ja es iſt kaum ein deutſches Dorf, das nicht ſeine Schule hätte. Wie ſteht es aber um dieſen letzten Punkt in Frankreich! Und wiederum die Menge deutſcher Theater, deren Zahl über ſiebenzig hinausgeht und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Muſik und Geſang und ihre Aus-

übung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas. . .

Eckerm. Gespr. v. 23. Oct. 1828.

Für das größte Unheil unsrer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage verthut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen.

III., 148.

Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, als die deutsche; deßwegen es ihr zum größten Vortheile gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm.

III., 222.

Wir Deutschen stehen gar hoch und haben gar nicht Ursache uns vom Wind hin- und hertreiben zu lassen.

Briefw. zw. Göthe u. Zelter, Thl. 2, S. 339.

Wie der einzelne Mensch, so auch die Nation ruht auf dem Altvorhandenen, Ausländischen oft mehr als auf dem Eignen, Ererbten und Selbstgeleisteten; aber nur insofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urtheilen und versteht es die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Ernst und Vorurtheil am Alterthum, und man muß ihm mit Parallelstellen aus Horaz beweisen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakespeare's freier Geist der Nation gewährt, ist nicht auszusprechen. Die Franzosen haben durch Einführung mißverstandener alter Lehren und durch nette Convenienz ihre Poesie dergestalt beschränkt, daß sie zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, sobald er das schädliche Bestreben aufgiebt, die Nibelungen der Ilias gleichzustellen *). XXVI., 163.

*) Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Nibelungen durch Vergleichung mit Homer den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und alles vertraulich

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schaal sein oder schaal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichtes nöthig ist. Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deßwegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdieß, weil

---

und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maaßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte. IV., 258.

an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.

XVII., 253.*)

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos; denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen.

XXVI., 150.

Die französische Sprache war mir von Jugend auf lieb... Sie war mir, ohne Grammatik und Unterricht, durch Umgang und Uebung wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden. Nun wünschte ich mich derselben mit größerer Leichtigkeit zu bedienen und zog Straß-

*) Ebendaselbst (Aus meinem Leben) heißt es, S. 40: „Und so war' ich denn auch Preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte."

burg zum abermaligen akademischen Aufenthalt andern hohen Schulen vor; aber leider sollte ich grade dort das Umgekehrte von meinen Hoffnungen erfahren und von dieser Sprache, diesen Sitten eher ab-, als ihnen zugewendet werden... Wir fassen daher den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen. Auch hierzu fanden wir im Leben Gelegenheit und Theilnahme. Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben: er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann. Gar manche Einwohner von Straßburg bildeten zwar abgesonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreise, welche durch die vielen Untertha-

nen deutscher Fürsten, die unter französischer Hoheit ansehnliche Strecken Landes besaßen, stets vermehrt und recrutirt wurden, denn Väter und Söhne hielten sich Studirens oder Geschäfts wegen länger oder kürzer in Straßburg auf.

An unserm Tisch ward gleichfalls nichts wie deutsch gesprochen. Salzmann drückte sich im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unstreitig dem Leben und der That nach ein vollkommener Deutscher; Lerse'n hätte man als Muster eines deutschen Jünglings aufstellen können; Meyer von Lindau schlenderte lieber auf gut deutsch, als daß er sich auf gut französisch hätte zusammennehmen sollen, und wenn unter den übrigen auch mancher zu gallischer Sprache und Sitte hinneigte, so ließen sie doch, so lange sie bei uns waren, den allgemeinen Ton auch über sich schalten und walten.

Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältnissen. Zwar wußten wir von unsrer Reichsverfassung nicht viel Löbliches zu sagen; wir gaben zu, daß sie aus lauter gesetz-

lichen Mißbräuchen bestehe, erhoben uns aber um desto höher über die französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lasse und gestatten müsse, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich phrophezeit werde.

Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien. Sein Uebergewicht in allem offenbarte sich am stärksten, als in der französischen Armee das preußische Exercitium und sogar der preußische Stock eingeführt werden sollte. Wir verziehen ihm übrigens seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm seine französischen Poeten, Philosophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sei nur als Eindringling anzusehen und zu behandeln.

Was uns aber von den Franzosen gewaltiger als alles andere entfernte war die wiederholte

unhöfliche Behauptung, daß es den Deutschen überhaupt, so wie dem nach französischer Cultur strebenden Könige, an Geschmack fehle . . .

Will man in dem bisher Erzählten nur äußere zufällige Anlässe und persönliche Eigenheiten finden, so hatte die französische Literatur an sich selbst gewisse Eigenschaften, welche den strebenden Jüngling mehr abstoßen, als anziehen mußten. Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit umschauende Jugend nicht ergötzt werden . . . Und . . . Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst bejahrt wie die Literatur, die er beinah ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte . . . Uns Jünglingen, denen, bei einer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe, als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und andere immer vor Augen schwebte, war die parteiische Unredlichkeit Voltaire's und die Verbildung so vieler würdigen Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie

gegründet ist, um den sogenannten Pfaffen zu schaden niemals genug herabsetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. . . Bejahrt also und vornehm war an sich selbst und durch Voltairen die französische Literatur. . .

Wenn wir von den Encyclopädisten reden hörten oder einen Band ihres ungeheuern Werkes aufschlugen, so war uns zu Muthe, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spulen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingeht und vor lauter Schnarren und Rasseln, vor allem Aug' und Sinn verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannigfaltigste ineinander greifenden Anstalt, in Betrachtung dessen was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eignen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt. Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er in allem dem, weßhalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Deutscher ist . . . Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb, noch Hang; über religiöse Gegenstände glaub-

ten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit französischer Philosophen mit dem Pfaffenthum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärm machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke statt aller des Système de la nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte: es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten.... So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal baar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstract und doch unzulänglich, so daß wir auf dem Punkte standen, uns der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß schon seit längerer Zeit zu höheren, freieren und eben so wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns, erst heim-

lich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht hätte.

Ich brauche kaum zu sagen, daß hier Shakespeare gemeint sei, und nachdem ich dieses ausgesprochen, bedarf es keiner weitern Ausführung. Shakespeare ist von den Deutschen mehr als von allen andern Nationen, ja vielleicht mehr als von seiner eigenen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns unter einander selbst versagen, zugewendet; vorzügliche Männer beschäftigten sich, seine Geistesgaben im günstigsten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit, was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja, ihn zu entschuldigen, gesagt, gern unterschrieben.

Aus meinem Leben. XVIII., 29—41.

An Weltkenntniß, an practischem Geschick vorgeschritten, war Georg Schlosser in seiner Uebersicht der deutschen und auswärtigen Literatur auch nicht zurückgeblieben. Er schrieb, wie vormals, gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich, mich dem Deutschen ausschließlich widmend, die übrigen

nur insoweit cultivirte, daß ich die besten Autoren im Original einigermaßen zu lesen im Stande war.

(Gleich nach dem Straßburger Aufenthalt.) Aus m. L. XVIII., 53.

Eckermann erzählt: Die höchst gelungene Uebersetzung der dramatischen Werke Göthe's von Stapfer hat in dem zu Paris erscheinenden Globe des vorigen Jahres durch Hrn. J. J. Ampère eine Beurtheilung gefunden, die nicht weniger vortrefflich ist, und die Göthe'n so angenehm berührte, daß er sehr oft darauf zurückkam und sich mit großer Anerkennung darüber ausließ. . . Wir faßten für Hrn. Ampère ein entschiedenes Interesse und suchten uns seine Persönlichkeit klar zu machen, und wenn uns dieses auch nicht gelingen konnte, so waren wir doch darüber einig, daß es ein Mann von mittleren Jahren sein müsse . . . Sehr überrascht waren wir daher, als Hr. Ampère vor einigen Tagen in Weimar eintraf und sich uns als ein lebensfroher Jüngling von einigen zwanzig Jahren darstellte; und nicht weniger überrascht

waren wir, als er im Laufe eines weiteren Verkehrs äußerte, daß sämmtliche Mitarbeiter des Globe, dessen Weisheit, Mäßigung und hohe Bildungsstufe wir oft bewundert, lauter junge Leute wären wie er.

Ich begreife wohl, sagte ich (Eckermann), daß Einer jung sein kann, um Bedeutendes zu produciren und, gleich Mérimée, im zwanzigsten Jahr treffliche Stücke zu schreiben; allein daß Einem bei ähnlich jungen Jahren eine solche Uebersicht und so tiefe Einblicke zu Gebote stehen, um eine solche Höhe des Urtheils zu besitzen, das ist mir durchaus etwas Neues.

Ihnen in Ihrer Haide*), erwiederte Göthe, ist es freilich nicht so leicht geworden, und auch wir Andern im mittlern Deutschland haben unser bischen Weisheit schwer genug erkaufen müssen. Denn wir führen doch im Grunde alle ein isolirtes armseliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenige Cultur entgegen, und unsre sämmtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausge-

*) Vgl. die Einleitung des ersten Theiles der Gespräche.

säet. Da sitzt einer in Wien, ein anderer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düsseldorf, Alle durch fünfzig bis hundert Meilen von einander getrennt, so daß persönliche Berührungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dieß aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt durch Weimar kommen und mich in dem, was ich suche und was mir zu wissen nöthig, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht gekommen wäre. Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reiches auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern; wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht . . . Und zu diesem Allen denken sie sich nicht das Paris einer dumpfen geistlosen Zeit, sondern das Paris des 19. Jahrhunderts . . . und Sie werden begreifen, daß ein guter Kopf wie Ampère, in sol-

cher Fülle aufgewachsen, in seinem 24. Jahre wohl etwas sein kann. . . . In Deutschland soll Einer es wohl bleiben lassen, so jung wie Mérimée etwas so Reifes hervorzubringen, als er in den Stücken seiner Clara Gazul gethan. Es ist wahr, Schiller war recht jung, als er seine Räuber, seine Kabale und Liebe und seinen Fiesco schrieb. Allein, wenn wir aufrichtig sein wollen, so sind alle diese Stücke mehr Aeußerungen eines außergewöhnlichen Talents, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller Schuld, sondern der Culturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir Alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen. — Nehmen sie dagegen Béranger. Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgend einem Bureau; er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie, und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Be-

handlung der Sprache, daß er nicht bloß die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa ist. Denken Sie sich diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen, welche Früchte würde dieser selbe Baum, in einem solchen Boden und in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, wohl getragen haben?

Also es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geist und tüchtige Bildung in Cours sei, wenn ein Talent sich schnell und freudig entwickeln soll. Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen; allein, recht besehen, sollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der sie möglich waren, als die einzelnen Verfasser . . .

Nehmen Sie Burns. Wodurch ist er groß, als daß die alten Lieder seiner Vorfahren im Munde des Volkes lebten, daß sie ihm, so zu sagen, in der Wiege gesungen wurden, daß er

als Knabe unter ihnen heranwuchs und die hohe Vortrefflichkeit dieser Muster sich ihm so einprägte, daß er darin eine lebendige Basis hatte, worauf er weiter schreiten konnte. Und ferner wodurch ist er groß, als daß seine eignen Lieder in seinem Volke sogleich empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsobald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegen klangen und er in der Schenke von heiteren Gesellen damit begrüßt wurde. Da konnte er freilich etwas werden.

Wie ärmlich sieht es dagegen bei uns Deutschen aus! Was lebte denn in meiner Jugend von unsern nicht weniger bedeutenden alten Liedern im Volke? Herder und seine Nachfolger mußten erst anfangen, sie zu sammeln und sie der Vergessenheit zu entreißen; dann hatte man sie doch wenigstens gedruckt in Bibliotheken. Und später, was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte sagen, daß sie geringer und weniger volksthümlich wären, als die des vortrefflichen Burns! Allein, was ist davon lebendig geworden, so daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge? Sie

sind geschrieben und gedruckt worden und stehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Loose deutscher Dichter. Von meinen eigenen Liedern, was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klaviere gesungen, allein im eigentlichen Volke ist alles stille. Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des Tasso sangen!

Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig cultivirt; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unsern Landsleuten so viel Geist und höhere Cultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen. Eckerm. Gespr. v. 3. Mai 1827.

Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in

einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt; wenn er, selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Cultur findet, so daß ihm seine eigne Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Gegner vor sich sieht, und so viel äußere und innere Umstände zusammen treffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig ist.

Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein classischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer, möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen

ist, mit Ehrfurcht bewundern und das, was ihnen mißlang, anständig bedauern.

Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig wie der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Natur fordern.

Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurf gereichen, daß ihre geographische Lage sie eng zusammenhält, indem ihre politische sie zerstückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland classische Werke vorbereiten könnten. Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den Gesichtspunct verrückt. Man sehe unsre Lage wie sie war und ist, man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller bildeten, so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurtheilen sind, leicht finden.

Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt

gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammenfänden und nach Einer Hand, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; von der Vorliebe für dieses oder jenes Beispiel einheimischer oder fremder Literatur hingerissen; zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereien genöthigt, um ohne Anleitung seine eignen Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll, durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demselben Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaften mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerstreuten Menge, gestärkt durch mitwirkende, mitstrebende Zeitgenossen — so findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie sich nach außen umzu-

sehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt.

Welcher deutsche geschätzte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. Denn die Bildung der höhern Classen durch fremde Sitten und ausländische Literatur, so viel Vortheil sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen sich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutscher Poeten und Prosaisten von entschiedenem Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung . . . Denn das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem sie sich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenstande angemessenen Stil gelangen

können, wem sind sie es schuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unablässigen Bestreben, unter mancherlei Hindernissen, sich jeder auf seine eigene Weise ausgebildet haben. Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größern und lichtern Kreis, als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. XXVI., 143 ff.

Sehen wir unsre Literatur über ein halbes Jahrhundert zurück, so finden wir, daß nichts um der Fremden willen geschehen ist.*)

III., 222.

*) „Uebrigens", sagt G. am 6. März 1830 bei Eckerm. (Thl. 3, S. 302.) „haben die deutschen Schriftsteller niemals daran gedacht, und nie in der Absicht geschrieben, auf die Franzosen einen Einfluß ausüben zu wollen. Ich selbst habe immer nur mein Deutschland vor Augen gehabt, und es ist erst seit gestern und ehegestern, daß es mir einfällt, meine Blicke westwärts zu wenden, um auch zu sehen, wie unsre Nachbarn jenseit des Rheins von mir denken.'

Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl thun dieser Warnung nachzudenken. III., 223.

Wir haben im literarischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus, sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benutzten ohne Anerkennung. Wie aber die militärisch-physische Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit sich entwickelt, so muß auch die sittlich-ästhetische aus einer ähnlichen Uebereinstimmung nach und nach hervorgehen. Dieses kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich sehe so viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück und beobachte, wie sich, wo nicht aus

---

Dagegen mag folgende warnende Aufforderung nach der Juliusrevolution geschrieben sein:

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt.
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt!
Draußen zu wenig oder zu viel,
Zu Hause nur ist Maaß und Ziel. III., 28.

widerstreitenden, doch heterogenen Elementen eine deutsche Literatur zusammenstellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß sie in einer Sprache verfaßt ist, welche aus ganz verschiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urtheilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert. XXVI., 390.

Unsere Vermuthung, der Pfingstmontag*) enthalte das Andenken eines älteren Zustandes, der später wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden, will sich nicht bestätigen**); ihr widerspricht das Alter des Verfassers, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man sich eben versichert halten, daß jene Sitten großentheils noch jetzt lebendig sind. Ebenmäßig hat, obgleich die Municipalverfassung aufgehoben worden, das alte Bür-

*) Der Pfingstmontag, Lustspiel in Straßburger Mundart, in fünf Aufzügen und Versen. Straßburg, 1816.

**) Göthe hatte vermuthet, „wahrscheinlicherweise sei das Stück zu jener Zeit wo es spielt (1789) seinen Haupttheilen nach schon fertig gewesen.“

gewesen, wenigstens in der Administration des Stadteigenthums, insofern es gerettet worden, sich noch erhalten. Ueberhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigenthümlicher Geist: die Vortheile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstückung. Aber wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder andern Richtung deutsche Cultur und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen. . . . Auch in Schwaben fand unser überrheinisches Lust- und Sittenspiel eine freundlichste Aufnahme: man verstand es leicht und vergnügte sich an Sprach- und Stammverwandtschaft, denn hier glaubte man das lebendigste Zeugniß zu sehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wohl einen gleichen Ursprung anerkennen dürften. In Mitteldeutschland machen sich Gesellschaften gebildeter Personen, obgleich mit Mühe, das Geschäft, diesem Werke sein Verdienst abzugewinnen, gefördert durch Hebel's Gedichte, welche man längst und gern

schon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig möglichen, geistigen Sprachverbindung der Deutschen gebahnt. Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu so viel Wunderlichem schweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß, die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durcheinander mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die seltsamste Sprachmengerei zu Verderbniß des guten sondernden Geschmackes nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation! Denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisiren will. XXVI., 812—813.

1824 u. 1826.

Die deutsche Sprache . . . schließt sich an die Idiome sämmtlich mit Leichtigkeit an, sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wort-

fügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß wenn man auch ihren Autoren bei selbsteignen Productionen irgend eine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfe sich bei Uebersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten. Und es ist keine Kleinigkeit, wenn eine Sprache dieß von sich rühmen darf; denn müssen wir es zwar höchst dankenswerth achten, wenn fremde Völkerschaften dasjenige nach ihrer Art sich aneignen, was wir selbst innerhalb unseres Kreises Originales hervorgebracht, so ist es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimische bei uns zu suchen haben. Wenn uns eine solche Annäherung ohne Affectation nach mehreren Seiten hin gelingt, so wird der Ausheimische in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müssen und die Waaren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsre Vermittlung empfangen . . .

Anlockung für Fremde deutsch zu lernen: nicht allein der Verdienste unsrer eignen Literatur wegen, sondern weil die deutsche Sprache

immermehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen sich in ihr vereinigen.

Und so können wir sie ohne Dünkel empfehlen.

Wer seit einem halben Jahrhundert die schiefen Urtheile der übrigen europäischen Nationen über unsre Literatur beobachtet hat und sie nach und nach durch theilnehmende, umsichtige Ausländer berichtigt sieht, der darf mit einiger nationalen Selbstgefälligkeit aussprechen, daß jene Nationen in gewissen Fächern ihre Vornirtheit abgelegt haben und zu einer freieren Umsicht gelangt sind, als sie mit uns und unsern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt geworden.

XXVI., 534 u. 537.

Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude (Straßburger Münster) gegründet und in ächter deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidnen Grabstein gleichfalls vaterländischen Klanges und Ursprunges war, so wagte ich die bisher verrufene Benennung Gothische Bauart, aufgefordert durch den Werth dieses Kunst-

werks, abzuändern und sie als Deutsche Baukunst unsrer Nation zu vindiciren; sodann aber verfehlte ich nicht, erst mündlich und hernach in einem Aufsatz, D. M. Erwini a Steinbach gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen . . . Wenn ich die Neigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog, wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger Münster gewidmet, die Aufmerksamkeit, mit der ich späterhin den Dom zu Köln und den zu Freiburg betrachtet und den Werth dieser Gebäude immer mehr empfunden, so könnte ich mich tadeln, daß ich sie nachher ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere (die Griechische) Kunst angezogen, völlig im Hintergrunde gelassen. Sehe ich nun aber in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegenstände hingelenkt, Neigung, ja Leidenschaft gegen sie hervortreten und blühen, sehe ich tüchtige junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen diesen Denkmalen einer vergangenen Zeit rücksichtslos widmen, so werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das was ich sonst wollte

und wünschte einen Werth hatte, ... werde, wenn die Resultate solcher vaterländischen Bemühungen öffentlich vorliegen, so wie jetzt bei freundlichen Privatmittheilungen, mit wahrer Zufriedenheit jenes Wort im besten Sinne wiederholen können: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Aus meinem Leben. XVI., 348 u. 351.

Die Constitution in Frankreich, bei einem Volke, das so viele verdorbene Elemente in sich hat, ruht auf ganz anderm Fundament, als die in England. Es ist in Frankreich alles durch Bestechungen zu erreichen; ja die ganze französische Revolution ist durch Bestechungen geleitet worden.

Eckerm. Gespr. v. 29. Febr. 1824.

Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblicke dient, was ihrer Partei zu gute kommen kann, ist ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung

unsrer Verdienste, sondern nur wenn sie durch unsre Ansichten ihre Partei verstärken können.

Eckerm. Gespr. v. 24. Nov. 1824.

Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange; sie stehen auf einer solchen Höhe weltgeschichtlicher Ansicht, daß der Geist auf keine Weise mehr zu unterdrücken ist. Das einschränkende Preßgesetz wird nur wohlthätig wirken, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nöthigt sie geistreich zu sein, und dieß ist ein sehr großer Vortheil. Direct und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus Recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus Recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirecte Weise wohl; worin die Franzosen von je große Meister waren.

Eckerm. Gespr. v. 9. Juli 1827.

Béranger ist ein Talent, das sich selber genug ist. Er hat daher auch nie einer Partei gedient. Er empfindet zu viel Satisfaction in seinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben oder nehmen könnte. Eckerm. Gespr. v. 2. Mai 1831.

Es geschieht Béranger (auf dessen Gefangenschaft die Rede gekommen war) ganz Recht. Seine letzten Gedichte sind wirklich ohne Zucht und Ordnung, und er hat gegen König, Staat und friedlichen Bürgersinn seine Strafe vollkommen verdient*). Seine früheren Gedichte dagegen sind heiter und harmlos und ganz geeignet, einen Zirkel froher, glücklicher Menschen zu machen, welches denn wohl das Beste ist, was man von Liedern sagen kann. **)

Eckerm. Gespr. v. 2. Apr. 1829.

---

*) Vgl. XXVI., S. 539.

**) „Der Dichter steht viel zu hoch als daß er Partei machen sollte. Heiterkeit und Bewußtsein sind die schönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewußtsein, daß er vor dem Furchtbaren nicht erschrecke, Heiterkeit, daß er alles erfreulich darzustellen wisse.“ (Westöstl. Divan — IV., 253.)

Es ward sehr viel über Béranger gesprochen, ... ob Béranger's heitere Liebeslieder vor seinen politischen den Vorzug verdienten, wobei Göthe seine Meinung dahin entwickelte, daß im Allgemeinen ein rein poetischer Stoff einem politischen so sehr voranstehe, als die reine ewige Naturwahrheit der Parteiansicht.

Sie wissen, sagte Göthe, ich bin im Ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten, allein solche wie Béranger sie gemacht hat lasse ich mir gefallen. Er hat sich in seinen politischen Gedichten als Wohlthäter seiner Nation erwiesen. Nach der Invasion der Alliirten fanden die Franzosen in ihm das beste Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete sie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser, dessen Andenken noch in jeder Hütte lebendig war, und dessen große Eigenschaften der Dichter liebt, ohne jedoch eine Fortsetzung seiner despotischen Herrschaft zu wünschen. Jetzt, unter den Bourbonen, scheint es ihm nicht zu behagen. Es ist freilich ein schwach gewordenes Geschlecht, und der jetzige Franzose will auf dem Throne große Eigen-

schaften, obgleich er selber gerne mitherrscht und selber gerne ein Wort mitredet. Béranger's liebende Bewunderung Napoleons und das Zurückdenken an die großen Waffenthaten, die unter ihm geschehen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Erinnerung den etwas gedrückten Franzosen ein Trost war; dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht: das sind denn doch Dinge, denen man wohl seine völlige Zustimmung nicht versagen kann. Und wie meisterhaft ist bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und rundet er den Gegenstand in seinem Innern, ehe er ihn ausspricht! Und dann, wenn alles reif ist, welcher Witz, Geist, Ironie und Persiflage, und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritt entfaltet! Seine Lieder haben jahraus, jahrein Millionen froher Menschen gemacht; sie sind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgang mit diesen anmuthigen Geistern gewöhnt und

genöthigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr, und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?

Auf die Bemerkung Eckermann's, ihm gefielen doch die Liebesgedichte Béranger's besser, als die politischen, bei denen ihm ohnehin die speziellen Bezüge und Anspielungen nicht immer deutlich seien, fuhr Göthe fort: Auch sind die politischen gar nicht für Sie geschrieben. Fragen Sie aber die Franzosen, und sie werden Ihnen sagen, was daran Gutes ist. Ein politisches Gedicht ist überhaupt im glücklichsten Falle immer nur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meisten Fällen nur als Organ einer gewissen Partei zu betrachten; aber von dieser Nation und dieser Partei wird es auch, wenn es gut ist, mit Enthusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Product eines gewissen Zeitzustandes anzusehen, der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Werth nimmt, den es vom Gegenstande hat. Béranger hat übrigens gut machen! Paris ist Frankreich. Alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes concen-

triren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Wiederhall. Auch ist er in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtentheils von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: Hier ist Deutschland! Fragen wir in Wien, so heißt es: Hier ist Oesterreich! und fragen wir in Berlin, so heißt es: Hier ist Preußen! Bloß vor sechszehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall. Hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können; allein es bedurfte seiner nicht! Die allgemeine Noth und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber. Doch will ich nicht leugnen,

daß Arndt, Körner und Rückert Einiges gewirkt haben.

Auf die Bemerkung Eckermann's, daß man Göthe vorgeworfen, in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigstens als Dichter eingewirkt zu haben, erwiederte Göthe: Lassen wir das, mein Guter! Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte mich jenes Ereigniß als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als Einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht *mein* Leben und nicht *meine* Sache, sondern die von *Theodor Körner*. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur

bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesichte gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte, was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner eignen Bildung verdankte! Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern Jeder thut sein Bestes, jenachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, welche die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern

immer gestrebt und geforscht und gethan so gut und so viel ich konnte. Wenn Jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um Alle gut stehen. Es versteckt sich hinter jenem Gerede (hinter dem Vorwurfe, „daß Göthe in jener großen Zeit — der Befreiungskriege — nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt habe") mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gerne los; und da man nun an meinem Talente nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente*), bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deut-

*) Ich Egoist! — Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egoiste!
Und was ich auch für Wege geloffen,
Auf dem Neidpfad habt ihr mich nie betroffen. III, 28.

schen. — Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen was an alle dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat. Ein deutscher Schriftsteller ein deutscher Märtyrer!

Eckerm. Gespr. v. 4. Mai 1872.

Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit, und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande. So wie ein Dichter politisch werden will, muß er sich einer Partei hingeben, und so wie er dieses thut, ist er als Poet verloren: er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Vornirtheit über die Ohren ziehen. Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wir-

kens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist . . . Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? . . . Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, aus der für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht. Sie wissen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren und ich weiß recht gut, daß all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jacobiner-

Clubs werden und Mord und Blutvergießen predigen . . . Gleicherweise tadelte Göthe die von Andern so sehr gepriesene politische Richtung von Uhland. Geben Sie Acht, sagte er, der Politiker wird den Poeten aufzehren; denn Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesange wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur einen Dichter der Art wie Uhland.

Eckerm. Gespr. im März 1832.

In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen, überall machte es mir zu schaffen, daß ich nicht heuchelte und daß ich den Muth hatte, mich auszusprechen, wie ich empfand . . . Und nun gar in politischen Dingen! was ich da für Noth und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht sagen. Kennen Sie meine Aufge-

regten?*) Ich schrieb sie zur Zeit der französischen Revolution, und man kann sie gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntniß jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt so eben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der untern Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. „Ich habe es sonst leichter genommen, sagt sie, wenn man Unrecht hatte und im Besitz war: je nun, dachte ich, es geht ja wohl so hin, und wer hat, ist am besten daran. Seitdem ich aber bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht anhäuft, wie großmüthige Handlungen

---

*) Die Aufgeregten, polit. Drama in 5 Aufzügen. (W. W. X).

meistentheils nur persönlich sind, und der Eigennutz allein gleichsam erblich wird; seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglücklichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann, so habe ich mir fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden, und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hofe, in der Stadt über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrieen werden sollte" *).

Ich dächte, diese Gesinnung wäre durchaus achtbar. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag.

Auf Eckermann's Bemerkung, man brauche nur den Egmont zu lesen, um zu erfahren, wie

*) Die Stelle steht nicht ganz bei Eckermann.

Göthe denke, Eckermann kenne kein deutsches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet werde, als in diesem, erwiederte Göthe:

Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristocrat war als ich, der aber weit mehr bedachte was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Andern vor mir nicht besser gegangen.

Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Ebensowenig aber war ich ein Freund herrischer

Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen begegnen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird*).

Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommnes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger, als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit ist in ewigem Fortschreiten begriffen

---

*) Diese Aeußerung ist besonders dann wahr und zu beherzigen, wenn die Gewalt wieder ausschließlich in den Händen der Regierungen ist.

und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.

Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eignen Kern und ihrem eignen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eignen Nation wurzelt, sind daher thöricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er

war eben so sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft davon durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen könne. Eckerm. Gespr. v. 4. Jan. 1824.

„.... Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und Kunst

habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit,

die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken, zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe; damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe; damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeder großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.

. . . Sie (Luden) sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbarn

in seiner Freude zurief?*) Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttlung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer; wir sprechen von der Menge, von den Millionen! Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosacken, Baschkiren, Kasuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahren von dort-

*) Luden hatte Göthe'n zuvor im Laufe des Gesprä-ches erzählt: Vor einem halben Jahr, als ich eben durch eine Gasse in Jena ging, rief ein ehrsamer Bürger seinem Nachbarn zu: Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? Gut! Die Franzosen sind fort, die Stuben gescheuert: nun mö-gen die Russen kommen, wenn sie wollen.

her zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgniß ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt! Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die trefflichen Proclamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja: „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!"*)

Aus einem Gespräche Luden's mit Göthe im November 1813. (Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden; S. 119 ff.)

---

*) „Als ich auf dieses Wort", fährt Luden zu erzählen fort, „etwas erwiederte, entstand ein Gespräch, in welchem Göthe's Worte immer bestimmter, schärfer und, ich möchte sagen, individueller wurden. Aber ich trage Bedenken niederzuschreiben, was gesprochen worden ist. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen sollte. Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrthum sind, welche Göthe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte. Später habe ich mich gar oft an dieses Gespräch mit Göthe erinnert; aber so weit ist es doch niemals ge-

kommen, daß mir der Ausruf: o Solon, Solon! ausgepreßt wäre.“ Luden hatte nämlich zu der angegebenen Zeit, im Novbr. 1813, Göthe'n besucht, um die Nemesis, welche er bei Bertuch in Weimar herausgeben wollte, als deren Ankündigung bereits in der Druckerei war und in wenig Tagen ausgegeben werden sollte, „der Protection Sr. Excellenz zu empfehlen,“ und Göthe ihm u. a. geantwortet: „Hätten Sie mich, ehe Sie sich verbindlich gemacht, vertraulich um meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerrathen und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben oder vielmehr, da Sie sich schon in politica eingelassen und sogar ein Handbuch der Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurückzukehren, die Welt ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird.“ Will Luden auch nicht Solon, Solon! gerufen haben, so zog er sich doch später in dem Grade von aller Politik zurück, daß die Studenten ihn, der ein Mann von edelm und humanem Charakter war, beurtheilten, wie ein Theil der Professoren noch jetzt, nachdem sie sich kaum in sich selbst und ihren Fähigkeiten, wie in der Zeit und deren Ereignissen geirrt, Göthe beurtheilt.

Frankfurt, den 1. Juni 1774.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai kam Feuer aus in unsrer Judengasse, das schnell und gräßlich überhand nahm; ich schleppte auch meinen Tropfen Wassers zu*), und die wunderbarsten, innigsten, mannichfaltigsten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt und bin aber- und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind.**)

An den Konsul Schönborn in Algier. XXI., 351.

---

*) Vgl. „Aus meinem Leben." XVIII., 208.

**) Aehnlich schreibt er auf seiner Harzreise im J. 1777 (4. Dezbr.) an Frau von Stein: Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren.

Ilmenau, 17. Apr. 1782.

Seit Charfreitag habe ich einen weiten und oft beschwerlichen Weg über Gotha, Eisenach, Creuzburg, Gerstungen, Tiefenort, Barchfeld, Kaltennordheim, Ostheim, Meiningen und über den Thüringer Wald hierher gemacht . . . sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in Einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in Einem eingebracht werden kann.*)

Briefw. zw. Göthe u. Knebel, Thl. 1, S. 28.

---

*) In der (etwa im J. 1778) „dem Herzog Karl August bei dessen Besuch auf dem von Stein'schen Rittergute Kochberg von Göthe'n, in der Verkleidung eines Landmanns, überreichten" Zuschrift (VI., 47.) heißt es:

Durchlauchtigster! Es nahet sich
Ein Bäuerlein demüthiglich,
Da Ihr mit Euerm Roß und Heer
Zum Schlosse thut stolzieren sehr.

Rom, d. 1. Novbr. 1786; Neapel, d. 29. März, d. 2. October 1787.

Die Begierde dieses Land zu sehen war überreif; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, als ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und Andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen.

Ich fasse von allen Seiten zusammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am leben mit wenigen Freunden.

Gebt auch mir einen gnädigen Blick:
Das ist schon Unterthanen Glück!
Denn Haus und Hof und Freud' und Leid
Hab' ich schon seit geraumer Zeit.
Haben Euch sofern auch lieb und gern,
Wie man eben lieb hat seinen Herrn,
Den man wie unsern Herrgott nennt
Und ihn auch meistens nicht besser kennt.
Geb' Euch Gott allen guten Segen;
Nur laßt Euch sein uns angelegen,
Denn wir bäuerisch treues Blut
Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreun,
Als an Pferden und Stuterei'n u. s. w.

Heute Nacht träumte ich mich wieder in meinen Geschäften. Es ist denn doch, als wenn ich mein Fasanenschiff nirgends als bei Euch ausladen könnte. Möge es nur erst recht stattlich geladen sein!

Diese Tage empfand ich wieder viel Sehnsucht nach Hause, vielleicht eben weil es mir hier so wohl geht und ich doch fühle, daß mir mein Liebstes fehlt.

Italienische Reise — XIX., 113, 195, 207, 397.

Rom, 1787.

... So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen: es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht: ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so nach der Lehre des *** meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen ... Ich hoffe, die trüben Wolken am politischen Himmel sollen sich zerstreuen. Unsre modernen Kriege machen viele unglücklich indessen sie dauern, und niemand glücklich, wenn sie vorbei sind.

XIX., 374, 383.

1789. Kaum war ich in das Weimar'sche Leben und die dortigen Verhältnisse, bezüglich auf Geschäfte, Studien und literarische Arbeiten, wieder eingerichtet, als sich die französische Revolution entwickelte und die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich zog. Schon im Jahr 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht *). In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht loswerden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei.

---

*) „Die durch jenen Prozeß entstandene Erschütterung ergriff die Grundfesten des Staates, vernichtete die Achtung gegen die Königin und gegen die obern Stände überhaupt; denn, leider, alles, was zur Sprache kam, machte nur das gräuliche Verderben deutlich, worin der Hof und die Vornehmen gefangen lagen." XX., 75.

1793 ... Und so hielt ich für meine Person wenigstens mich immer fest an diese Studien, wie an einen Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und persönlich das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse erlebt. Ein Tag im Hauptquartiere zu Haus und ein Tag in dem wiedereroberten Mainz waren Symbole der gleichzeitigen Weltgeschichte, wie sie es noch jetzt demjenigen bleiben, der sich synchronistisch jener Tage wieder zu erinnern sucht. Einem thätigen productiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken, und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen.

1795. Indem nun Unger die Fortsetzung (des Wilhelm Meister, dessen erster Theil bei ihm erschienen war), betrieb und den zweiten

Band zu beschleunigen suchte, ergab sich ein widerwärtiges Verhältniß mit Capellmeister Reichardt. Man war mit ihm, ungeachtet seiner vor= und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen gestanden, er war der erste, der mit Ernst und Stätigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte.... Nun hatte er sich mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein= für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen. Reichardt hatte auch die Lieder zum Wilhelm Meister mit Glück zu componiren angefangen... Unger theilte ihm die Lieder der folgenden Bände mit, und so war er von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher; daher sich im Stillen

ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam.

Aus den Tag- und Jahresheften — XXI.

Pempelfort, im Nov. 1792.

... Was mir aber noch mehr auffiel, war, daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Democratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte. Man schien nicht zu fühlen, was alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen. Lafayette's und Mirabeau's Büste, von Houdon sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah ich hier göttlich verehrt, jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt. So seltsam schwankte schon die Gesinnung der Deutschen: einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen und waren, leider nach deutscher Art und Weise, zur Nachahmung aufgeregt worden, und das grade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte!

Campagne in Frankreich, 1792 — XX., 117.

Schon im Jahre 1785 erschreckte mich die Halsbandgeschichte wie das Haupt der Gorgone. Durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im voraus vernichtet, und alle Folgeschritte von dieser Zeit an bestätigten leider allzusehr die furchtbaren Ahnungen. Ich trug sie mit mir nach Italien und brachte sie noch geschärfter wieder zurück... und wie die Halsbandgeschichte als düstre Vorbedeutung, so ergriff mich nunmehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung: den Thron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt, und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen.

Indem mich nun dieß alles in Gedanken bedrängte, beängstigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schicksale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüther, die sich gewissen Aussichten und Hoffnungen, ohne weder sich, noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben,

indessen ganz schlechte Subjecte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen streb-ten. . .

Uebrigens läßt sich hierbei bemerken, daß in allen wichtigen politischen Fällen immer diejenigen Zuschauer am besten dran sind, welche Partei nehmen: was ihnen wahrhaft günstig ist, ergreifen sie mit Freuden, das Ungünstige ignoriren sie, lehnen es ab oder legen's wohl gar zu ihrem Vortheil aus. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unparteiisch sein und bleiben muß, sucht sich von den Zuständen beider kämpfenden Theile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß tragisch zu enden. Und mit welchem Cyclus von Tragödien sahen wir uns von der tosenden Weltbewegung bedroht!

Wer hatte seit seiner Jugend sich nicht vor der Geschichte des Jahrs 1649 entsetzt, wer nicht vor der Hinrichtung Carls I. geschaudert und zu einigem Troste gehofft, daß dergleichen Scenen der Parteiwuth sich nicht abermals ereignen könnten! Nun aber wiederholte sich das alles, gräulicher und grimmiger, bei dem gebil-

betsten Nachbarvolke, wie vor unsern Augen, Tag für Tag, Schritt für Schritt. Man denke sich, welchen December und Januar diejenigen verlebten, die den König zu retten ausgezogen waren und nun in seinen Prozeß nicht eingreifen, die Vollstreckung des Todesurtheils nicht hindern konnten!

Campagne in Frankreich — XX., 151—155.

23. Oct. 1793.

Hr. Sieveking (in Hamburg) mag ein reicher und gescheidter Mann sein; so weit ist er aber doch noch nicht gekommen, einzusehen, daß das Lied Allons, enfans in keiner Sprache wohlhabenden Leuten ansteht, sondern bloß zum Trost und Aufmunteurng der armen Teufel geschrieben und componirt ist*).

S. 59 der „Briefe von Göthe und dessen Mutter an Friedr. Freiherrn v. Stein etc."

---

*) H. Gelzer, die neuere deutsche National-Literatur, Thl. 2, 1849, sagt S. 432: Die obige Aeußerung Göthe's beweiset, daß dieser schon damals den socialistischen Hintergrund der französ. Revolution mit sicherm Blicke erkannte. Für die blöderen Augen der deutschen Doctrinäre waren noch weitere fünfzig Jahre nöthig, um die naturnothwendigen letzten Consequenzen der Revolution mit geheimem Grauen" (Bassermann'sche Gestalten!) „wahrzunehmen".

Frankfurt, d. 9. Aug. 1797.

... Bei alle dem lebt man hier in vollkommner Sicherheit und jeder treibt sein Handwerk eben als wenn nichts gewesen wäre; man hält den Frieden für gewiß und schmeichelt sich, daß der Congreß hier sein werde, ob man gleich nicht weiß, wo man die Gesandten unterbringen will. Wenn alles ruhig bleibt, so wird die nächste Messe über die Maßen voll und glänzend werden; es sind schon viele Quartiere bestellt, und die Gastwirthe und andere Einwohner setzen unerhörte Preise auf ihre Zimmer.

Was mich betrifft, so sehe ich immer mehr ein, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich jetzt mehr, als viele wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das Gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen.

XX., 208 f. u. Briefw, zw. Göthe u. Knebel, Thl. I., S. 151.

1805.

Alles zusammengenommen, muß man Gleim den eigentlichsten Bürgersinn in jedem Betracht

zugestehen: er ruht als Mensch auf sich selbst, verwaltet ein bedeutendes öffentliches Amt, und beweist sich übrigens gegen Stadt und Provinz und Königreich als Patriot, gegen deutsches Vaterland und Welt als ächten Liberalen. Alles Revolutionäre dagegen, das in seinen ältern Tagen hervortritt, ist ihm höchlich verhaßt, so wie alles, was früher Preußens großem Könige und seinem Reiche sich feindlich entgegenstellt.

Tag- und Jahreshefte. XXI, 149.

1806 u. 1807.

Fernow, Bibliothekar der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, († 1808), schrieb an Böttiger (s. dessen „Literarische Zustände und Zeitgenossen rc.“ Thl. 2, S. 274 ff.) Weimar, den 30. Nov. 1806: **Fuimus Borussi**, aber nicht **Fuimus Germani**! Das werden wir Gott zu Ehren und jedem Erbfeind der Germanität zum Trotz doch bleiben, und diese wird alle ihre Feinde überleben. Unsre Deutschheit sitzt tiefer, als in den baufälligen Formen unsrer gothischen und chaotischen Verfassung, die nur eben noch nothdürftig bestand, weil sie eben noch da war, und

zu deren Zertrümmerung es nur eines Heldenarmes bedurfte. Wäre ich dessen nicht so innig, wie meines eignen Daseins, gewiß, so würde ich trauern um des deutschen Reiches Untergang; aber Deutschland und, was mehr ist, deutscher Geist, deutsche Bildung und Sprache wird nicht untergehen, was für Calamitäten uns auch noch betreffen mögen. . . . Möchten doch nun unsre deutschen Autoren, die eigentlich jetzt kein anderes Vaterland mehr haben, als das literarische, das Gebäude, in dem sie geistig wohnen, desto mehr in Ehren halten und desto eifriger aus- und anbauen. Können wir unsre Literatur blühend erhalten oder gar vervollkommnen, so wird uns niemand, im Gegentheil wir werden endlich unsre Besieger überwinden. Des Glaubens bin ich, und wenn alle 10,000 deutsche Schriftsteller dächten wie ich, wir legten noch heute Hand ans Werk und schlügen unsre Feinde mit geistigen Waffen, deren in unserm Arsenal genug vorhanden sind, aus dem Felde! Behalten wir nur eine Literatur, so bleiben wir auch eine Nation, und wenn unsre Schriftsteller nur nicht aus Feigheit oder

niederträchtigem Ehrgeiz sich ihrer Muttersprache zu schämen anfangen, sondern im Gegentheil alle ihre Kraft und ihren Nationalgeist aufbieten, sie zu einer höhern Vollkommenheit auszubilden, so werden wir die Zeit der Trübsal nicht nur glücklich überstehen, sondern auch, geläutert im Feuer derselben und des eklen Wustes unsrer Scribler entledigt, siegreich aus dem langen Kampfe hervorgehen, wenn längst die Gebeine unsrer stolzen Besieger zu ihren Vätern versammelt sind.

Unser Weimar'sches Theater bleibt beisammen, spielt aber noch nicht, Göthe will das Institut wo möglich erhalten, und er hat recht*). In diesen Zeiten der Zerstörung muß man alles Bildende und Gebildete, was zu retten ist, retten und erhalten . . .

Weimar. d. 7. Jan. 1807 . . . Ich kam

*) „Im vergangenen Frühjahr hatte man nicht mehr thun können, als das bestehende Repertorium zu erhalten und einigermaßen zu vermehren. Im Spätjahr, als der Kriegsdrang jedes Verhältniß aufzulösen drohte, hielt man für Pflicht, die Theateranstalt, als einen öffentlichen Schatz, als ein Gemeingut der Stadt, zu bewahren. Nur zwei Monate blieben die Vorstellungen unterbrochen rc."
1806 der Tag- und Jahreshefte (XXI., 152.)

zufällig mit Göthe auf das Journal- und Zeitungswesen zu sprechen. Sie wissen, wie Göthe von jeher über die Neuigkeitskrämereien der Journale gedacht hat, und er war auch jetzt aufgebracht über so manche Nachrichten, welche in den letzten Zeiten über Weimar in einigen Zeitungen gestanden haben. Er sagte mir, er habe deßhalb auch sehr ernstlich an ** geschrieben, daß er jetzt besonders, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unsrer Literatur auf's eifersüchtigste zu bewahren, dergleichen Frivolitäten, welche nur zum Gespött der Schadenfrohen und zum Geklatsche der Müssiggänger dienten, nicht in seinen Blättern hegen und pflegen müsse. Er sagte, nach dem 14. October müsse kein „Freimüthiger"*) mehr existiren. Besonders müsse man in Sachsen, welches vor vielen andern geschont worden sei und so günstige Bedingungen für seine fernere Existenz erhalten hätte, jetzt

*) Die Kotzebue-Merkel'sche Zeitschrift.

mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Cultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften, so wie sie es auch schon früher größtentheils gewesen seien. Alle die Neckereien, welche ehemals, in Zeiten der Ruhe und friedlicher Verhältnisse, wenn auch unanständig, doch im Wesentlichen unschädlich gewesen, würden jetzt höchst nachtheilig werden, wenn sie dazu beitragen könnten, daß die Franzosen die einzige Achtung, die sie jetzt noch für die Deutschen haben könnten, die Achtung für unsre Cultur und für unser geistiges Streben, wovon sie jetzt als Augenzeugen besser und genauer unterrichtet werden könnten, verlieren müßten. Es sei also jetzt, wo alles auf der Spitze stehe, eine wahre Verrätherei (am Vaterlande), mit dem alten Leichtsinn fortzufahren: Orte, welche als Sitze der Cultur, und Männer, welche als thätige Beförderer derselben einige Ansprüche auf öffentliche Achtung häten, unwürdig zu behandeln; und der Feind werde uns um so weniger ehren, wenn wir uns selbst so wenig ehrten und achteten, daß wir nichts Besseres zu

thun wüßten, als vor seinen Augen unsre Blößen aufzudecken ꝛc.

Im Sinne und aus dem Munde Göthe's.

Karlsbad. d. 27. Juli 1807.

Interessante Menschen von sehr verschiedener Art habe ich kennen lernen, unter welchen der Französische Resident Reinhard . . . wohl den ersten Platz einnimmt. Uebrigens lebe ich denn doch sehr einsam: denn in der Welt kommen einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob sie gleich von großen Uebeln veranlaßt werden, doch, wie man sie in der Gesellschaft hört, nur als hohle Phrasen erscheinen. Wenn Jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das höre ich mit Theilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erschei-

nen. Wie gesagt, wenn Jemand seine verlornen Pfründen, seine gestörte Laufbahn schmerzlich empfindet, so wäre es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich mit einstimmen*)..

Vielleicht ist das, was wir bei der politischen Veränderung am meisten (als eingebüßt) zu bedauern haben, hauptsächlich dieses, daß Deutschland, und besonders das nördliche, in seiner alten Verfassung, den Einzelnen zuließ, sich so weit auszubilden als möglich, und Jedem erlaubte, nach seiner Art beliebig das Rechte zu

*) Göthe scheint sagen zu wollen, daß die Katastrophe von 1806, durch welche über Nord-Deutschland Aehnliches hereinbrach, als Süd-Deutschland schon länger erlitten hatte, bei den politischen Verhältnissen Deutschlands unvermeidlich, nicht zu verwundern gewesen sei, und daß Deutschland durch dieselbe habe hindurchgehen müssen. Mit dieser Ansicht hing eng und folgerichtig zusammen, daß er an die Befreiungskriege und die Abschüttelung des Napoleonischen Joches nicht so glänzende Erwartungen für die innere und äußere Befreiung Deutschlands knüpfte, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Das Deutsche Volk war auch 1815 nicht zu so raschen Fortschritten reif, als dieß unsre gelehrten Gefühlspolitiker noch viel später, unter Vorwürfen gegen die Regierungen, behauptet haben.

thun, ohne daß jedoch das Ganze jemals eine sonderliche Theilnahme daran bewiesen hätte. *)

An Zelter.

Von jeher und noch mehr seit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen eigentlich nur da sind, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden **), es sei nun, daß den Redacteur eine äußere Gewalt hindere, das Wahre zu sagen, oder daß ein innerer Parteisinn ihm eben dasselbe verbiete, las ich keine mehr, denn von den Hauptereignissen benachrichtigten

*) G. nennt das oben Mitgetheilte „allgemeine Reflexionen, welche freilich nicht zulänglich seien, und die er wohl einmal mündlich gegen Zelter weiter ausführen möchte."

**) Das Zeitungsgeschwister,
Wie mag sich's gestalten,
Als um die Philister
Zum Narren zu halten? III., 97.

A. Sag' mir, warum dich keine Zeitung freut?
B. Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit. II., 312.

(Mit diesen Worten scheint Göthe sagen zu wollen, daß die deutsche Zeitungspresse, wie er, und auch wir sie kennen gelernt, in der Betrachtung und Beurtheilung der Gegenwart weder die Vergangenheit, noch die Zukunft genug im Auge habe, und sich zu sehr von dem Augenblick bestimmen lasse.)

mich neuigkeitsliebende Freunde, und sonst hatte ich im Laufe dieser Zeit nichts zu suchen.*)

1808 der Tag- und Jahreshefte XXI., 185.

Vom 13. August 1809.

Daß die Männer zum Dienen, die Weiber zu Müttern erzogen werden müßten. Das jetzige Unglück der Welt rühre doch meist davon her, daß sich alles zu Herren gebildet habe. Dieß sei vom Mittelstand ausgegangen: vom Kaufmann, der reich sei, vom Bürger, der sich gebildet (habe). Der Adel sei von jeher dienstpflichtig gewesen, und der erste Staatsdiener, wie Joseph II schon gesagt, sei der Fürst.

Göthe's Tischreden in Riemer's Mittheilungen über Göthe, Zweiter Theil, S. 711.

Vom 24. Nov. 1813.

Ich gehe in meinem Wesen so fort und suche zu erhalten, zu ordnen und zu begründen, im Gegensatze mit dem Laufe der Welt, und so suche

---

*) Unmittelbar auf das Obige bemerkt Göthe, wie er die Jahrgänge 1806 und 1807 der Allgemeinen Zeitung, welche er bei der Gelegenheit lobt, nachholend gelesen habe, und XXI., 287: daß „man erst hinterdrein die Tagesblätter mit Nutzen und wahrer Einsicht zu lesen in den Fall komme."

ich auch nach Außen die Freunde der Wissenschaft und Kunst, die zu Hause bleiben *), aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches das nächste Geschlecht so nöthig haben wird, und wär es auch nur unter der Asche, erhalten mögen **).

Ebendaselbst, S: 717.

Im Febr. 1814.

Die Deutschen werden sich in dem Buche der Frau von Stael kaum wieder erkennen; aber sie finden darin den sichersten Maßstab des ungeheuern Schrittes, den sie gethan haben †). Möch-

---

*) nicht in den Befreiungskrieg mitziehen, wie man auch von Göthe verlangte, daß er hätte thun sollen. Anm. R's.

**) Schon 1794 (27. Aug.) schrieb Göthe an Friedr. von Stein: „Eine angenehme Aussicht bietet sich mir dar, daß ich mit Schillern in ein angenehmes Verhältniß komme und hoffen kann, in manchen Fällen gemeinschaftlich mit ihm zu arbeiten, zu einer Zeit, wo die leidige Politik und der unselige körperlose Parteigeist" (Parteigeist ohne erkennbare und faßbare Zwecke) „alle freundschaftlichen Verhältnisse aufzuheben und alle wissenschaftlichen Verbindungen zu zerstören droht."

†) „Jenes Werk über Deutschland, welches seinen Ursprung dergleichen geselligen Unterhaltungen (zwischen Frau von Stael und dem Weimar'schen Kreise) verdankte, ist als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frank-

ten sie bei diesem Anlaß ihre Selbsterkenntniß erweitern und den zweiten großen Schritt thun: ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst nicht wie bisher einander ewig widerstrebend endlich auch gemeinsam wirken und, wie jetzt die ausländische Sclaverei, so auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen. Dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren, inwiefern dieses möglich sei, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten,

Briefe an und von Göthe rc. herausgegeben von Riemer, S. 351.

An Heinrich Meyer (nach Zürich) Weimar, d. 7. März 1814.

In der Schweiz, scheint es, sind die Gemüther durch die neue Entbindung vom Zwange ebenso aufgeregt wie überall: man will weder das Alte,

---

reich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über dem Rhein und, im Gefolg dessen, über dem Canal endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Westen zu gewinnen hatten." Tag- und Jahreshefte. XXI., 109.

noch das Neue, und da dieß der Zustand von Europa wenigstens eine Zeit lang bleiben möchte, so haben wir Andern wohl nichts zu thun, als uns im Alten, das wir erprobt, zu bestätigen, und uns zu erneuern, insofern wir noch eine Haut abzuwerfen haben. Ebendaselbst.

An Friedrich Rochlitz. Weimar, d. 27. Febr. 1815.

Der Verlust, den wir alle mehr oder weniger erlitten haben und der Sie leider so hart betroffen*), kann nur verschmerzt werden, wenn

*) In den „Neuen Erzählungen von Friedrich Rochlitz; in zwei Bänden; Leipzig und Züllichau 1816" schildert dieser Freund Göthe's (im zweiten Bande S. 149 ff.) die „Tage der Gefahr" der Leipziger Schlacht, welche er als Leipziger mit durchmachte. „Es werden", schreibt er u. a., schon am 25. Septbr. 1813, „meiner Einquartirten, in der Stadt und in meinem Landhause, immer mehr . . . Und lebte hier ein Göthe und schriebe mit Kotzebue's strömendem Dintenfaß Tag und Nacht, und ein Cotta stünde dabei, in Eins fort druckend und zahlend: der Göttliche schriebe nicht genug, die an ihm nagenden Soldaten zu sättigen rc. rc." Am 17. Octob., also während der Schlacht, schreibt er: „Wer die ungeheuere Kluft zwischen dem französischen Charakter, wie er theils von Haus aus, theils durch Gewöhnung seit der Revolution ist, und dem deutschen nicht schon kennete und kennen lernen wollte, der könnte gewissermaßen dazu kommen, wenn er auch nur die Aerzte und Chirurgen beider Nationen in der Thätigkeit

wir uns immer treuer an einander schließen, und der Deutsche immer mehr einsehen lernt, daß nirgends für ihn Heil zu finden sei, als bei seinen Landsleuten. Unter diesen frommen Wünschen und Vorsätzen dürfen wir freilich nicht ans Oeffentliche denken, welches leider schon durch die traurigsten Spaltungen zu zerfallen droht. Möge dieß Glück wenigstens Privatpersonen aufbewahrt sein, daß sie fortfahren, einander zu schätzen und zu lieben.

S. 325 der Briefe Göthe's an Leipziger Freunde, herausgegeben von Otto Jahn, Leipz. 1849.

Jena, d. 29. Mai 1817.

Der Anblick ist nur gar zu närrisch, wenn man von unserm Standpunkte aus deutlich

---

beobachtete, wozu sie jetzt aufgerufen sind ... Ich leugne nicht, dieß unmittelbar neben einander und zugleich wirksam zu sehen, macht es schwer, dort (bei dem Verhalten der Französischen) keine gehässigen, hier (bei dem der Deutschen Aerzte und Chirurgen) keine stolzen Regungen überquellen und den gesammten Eindruck in der Ueberzeugung sich auflösen zu lassen: es ist nicht möglich, (und war es leider erst 1848 wieder!) daß jene Nation fortwährend die Beherrscherin, Lenkerin und Verderberin dieser bleiben kann; ein moralischer Weltenregierer kann das nicht wollen." Gewiß nicht! wenn es nur auch die Deutschen nicht wollen!

schaut, was für unglaubliche Vorzüge und Vortheile das Jahrhundert hat, was für treffliche Individuen darin wirken, und wie doch alles durch einander geht, eine Wirkung die andere aufhebt, so daß mir alle Menschen, die ich einzeln spreche, vernünftig und wie ich sie in Bezug betrachte, verrückt erscheinen. Das geht so weit, daß ich mir manchmal selbst zweischürig vorkomme und mich erst wieder von solchem Zweifel erhole, wenn ich mit Menschen spreche, die theoretisch und praktisch in ihrem Fache zu Hause sind. Briefw. zw. G. u. Z. Thl. 2, S. 403.

Eine ganz eigene Einwirkung auf längere Zeit empfand ich von der bedeutenden Anzahl in Jena und Leipzig studirender junger Griechen. Der Wunsch, sich besonders deutsche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchst lebhaft, sowie das Verlangen, allen solchen Gewinn dereinst zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Bestreben; nur war zu bemerken, daß sie, was den Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von Worten, als

von klaren Begriffen und Zwecken regiert wurden. Papadopulos (welcher zu jener Zeit — 1817 — meine Iphigenie in's Neugriechische übersetzte), der mich in Jena öfters besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philosophischen Meisters. Es klingt, rief er aus, so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieser treffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort, das könne er so eigentlich nicht sagen, aber Wort und Ton klängen ihm stets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.

1817 der Tag- und Jahreshefte. XXI., 248.

...Im Lauf desselben Jahres verkündigte eine allgemeine Feier deutscher Studirender am 18. Juni zu Jena und noch bedeutender den 18. October auf der Wartburg eine ahnungsvolle Gegenwirkung. Das Reformationsjubiläum verschwand vor diesen frischen jüngeren Bemühungen. Vor dreihundert Jahren hatten tüchtige

Männer Großes unternommen; nun schienen ihre Großthaten veraltet, und man mochte sich ganz etwas Anderes von den neuesten öffentlich-geheimen Bestrebungen erwarten.

1817 Tag- und Jahreshefte, XXI., 247.

Jena, d. 16. Dezember 1817.

Ich lebe zwischen Weimar und Jena; an beiden Orten habe ich Geschäfte, die mir Freude machen. In Jena kann ich sogar thun und lernen zugleich; die Naturwissenschaft, besonders die Chemie, ist so lebendig, daß man auf die angenehmste Weise wieder jung wird. Auf diese unschuldige Weise halte ich mich im Stillen und lasse den garstigen Wartburger Feuerstank verdunsten, den ganz Deutschland übel empfindet, indeß er bei uns schon verraucht wäre, wenn er nicht bei Nord-Ost-Wind wieder zurückschlüge und uns zum zweitenmale beizte. In solchen Fällen muß es denn auch dem Einzelnen, der unter der allgemeinen Thorheit leidet, erlaubt sein, sich mit einiger Selbstgefälligkeit zu sagen, daß er das Alles wo nicht vorausgesehen, doch voraus gefühlt, daß er in denen Punkten die

ihm klar geworden nicht allein widerrathen, sondern auch gerathen, und zwar das, was alle, da die Sache schief geht, gethan haben möchten *).

Briefw. zw. G. u. Z. Thl, 2, S. 416.

Weimar, d. 21. Juni 1821.

Da es uns Deutschen nun einmal nicht vergönnt ist, in entschieden geistreicher Gesellschaft des Lebens zu genießen und uns gegenwärtig in Person aneinander auszubilden: so möge denn was dem Einsamen gelingt zuletzt gesellig zusammen treten und uns empfinden lassen, wie wir nachbarlich mit einander gelebt und uns wechselseitig liebend gefördert.

An Rochlitz in den Briefen Göthe's an Leipziger Freunde, S. 321.

---

*) Göthe scheint hiermit u. a. auch auf das dem Großherzoge Karl August unter dem 5. October 1816 von ihm erstattete Gutachten über Oken's Isis oder die in Hinsicht derselben zu ergreifenden Maßregeln anzuspielen. (Dasselbe ist abgedruckt in Düntzer's „Studien zu Göthe's Werken", S 375 ff.) In 1816 der Tag- und Jahreshefte (XXI., 237) heißt es: . . . „Ein solcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünstigt, als nach ausgesprochener Preßfreiheit (von Karl August zugleich mit der Verfassung verliehen) die Ankündigung der Isis

Ich sehe, es bereiten sich in Paris bedeutende Dinge vor; wir sind am Vorabend einer großen Explosion. Da ich aber darauf keinen Einfluß habe, so will ich es ruhig abwarten, ohne mich von dem spannenden Gang des Dramas unnützerweise täglich aufregen zu lassen. Ich lese jetzt so wenig den Globe als den Temps, und meine Walpurgisnacht rückt dabei gar nicht schlecht vorwärts.

Eckerm. Gespr. v. 6. März 1830.

Weimar, d. 29. April 1830.

. . . Hierbei werde ich veranlaßt, Dir etwas wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich nach einer strengen schnellen Resolution alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit Dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der größten Wichtigkeit, denn genau besehen ist es, von Privatleuten, doch nur eine Philisterei, wenn wir Demjenigen zu viel Antheil schenken was

---

erschien und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden unmittelbaren und die nicht zu berechnenden weitern Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah."

uns nichts angeht. Seit den sechs Wochen, daß ich die sämmtlichen französischen und deutschen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffte. Die letzten Bände meiner Werke sind nun in den Händen der Drucker, die nöthigsten Briefe und Antworten sind fast alle beseitigt. Und dann darf ich dir wohl ins Ohr sagen: ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter (im fast 81ten Lebensjahre!) Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre. Also wollen wir uns, so lange es Tag ist, nicht mit Allotrien beschäftigen*).

An Zelter. Briefw. Bd. 5, S. 447.

---

*) Auch unter'm 28. Decbr. 1830 schrieb G. an Z.: „Seit 8 Wochen les' ich keine Zeitungen mehr, wie ich vor Jahren auch that und mich wohl dabei befand. Wir andern Philister sind doch immer nur wie die Fliege auf dem fortrollenden Reisewagen, welche sich einbildete solche Wolken Staubs zu erregen. Die Freunde finden nun ein wahrhaftes Interesse mich von allem Bedeutenden geschwind zu unterrichten.“ (Göthe mußte dieses Interesse also doch theilen, wie denn auch die „acht Wochen“ und verschiedene andere Aeußerungen zeigen, daß er der vor

Weimar, d. 5. Oct. 1830.

Das Pariser Erdbeben hat seine Erschütterungen durch Europa lebhaft verzweigt. Ihr habt davon ja auch einen Fieberanstoß empfunden. Alle Klugheit der noch bestehenden liegt darin, daß sie die einzelnen Paroxysmen unschädlich machen, und das beschäftigt uns denn auch an allen Orten und Enden. Kommen wir darüber hinaus, so ist's wieder eine Weile ruhig.

An Zelter (Thl. 6, S. 32.)

Vom 27. Febr. 1831.

Karl X. und seine Minister waren verloren, als sie beim Antritt seiner Regierung die Presse frei gaben. Probiere doch einmal Holland und die Niederlande, die Freiheit der Meereswogen und Bergströme zu proclamiren!

Riemer's Mittheilungen, Zweiter Theil, S. 691.

Das Beispiel von Napoleon hat besonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heranwuchsen, den Egoismus

---

acht Monaten gefaßten „Resolution" nicht treu geblieben war. Es ging ihm eben wie den Mehrsten, daß ihn die Zeitereignisse abwechselnd anzogen und abstießen.)

aufgeregt, und sie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufsteht, in welchem sie das auf der höchsten Stufe sehen, was sie selber zu sein wünschen. Es ist nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht sobald wieder geboren wird, und ich fürchte fast, daß noch einige hunderttausend Menschen darauf gehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt. Eckerm. Gespr. v. 21. März 1831.

„Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt uns selbst zu regieren!“ III., 190.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und
Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach so
Vieles entstellt. I., 359.

Franzthum drängt in diesen verworrenen
Tagen, wie ehemals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

Wo Parteien entstehen, hält jeder sich hüben
und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint.
I., 362.

Jene machen Partei: welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unsere Partei, freilich, versteht sich von selbst*).

Willst du, mein Sohn, frei bleiben, so lerne was Rechtes, und halte
Dich genügsam, und nie blicke nach oben hinauf!

Wer ist der edlere Mann, in jedem Stande? Der stets sich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht**); der Große begehrt just so das Große zu thun.

---

*) Im zweiten Buch von Wahrheit und Dichtung, wo von den Parteiungen in Göthe's Familie während des siebenjährigen Krieges die Rede ist, sagt er: „daß es Parteien geben könne, ja daß er selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff."

**) Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß. III., 140.

Wer ist das würdigste Glied des Staates?
Ein wackerer Bürger!
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es
immer gesehen:
Der ist wirklich Fürst, der es vermochte zu sein.

Fehlet die Einsicht von oben, der gute Wille
von unten,
Führt sogleich die Gewalt oder sie endet den
Streit. I., 363.

Republiken hab' ich gesehen, und das ist die
beste,
Die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vor-
theil gewährt.

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahr-
heit zu sagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Für-
sten geheim.

Wenn du laut den Einzelnen schiltst, er wird sich verstocken,
Wie sich die Menge verstockt, wenn du im Ganzen sie lobst.

Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

Klug und thätig und fest, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, sei er Minister und bleib's.

Ob du der Klügste seist: daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sei so wie bei Rathe, zu Haus.

I., 364.

Diesem Ambos vergleich ich das Land, den Hammer dem Herrscher

Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen und nie fertig der Kessel erscheint.

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vortheil verstehet;
Doch wir wählen uns den, der sich auf unsern versteht. I., 326.

Mächtig bist Du, gebildet zugleich, und Alles verneigt sich,
Wenn Du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegst.
Endlich ist er vorüber. Da lispelt fragend ein Jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug? I., 347.

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;

Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.
Willst Du Viele befrei'n, so wag' es, Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei? willst Du es wissen? Versuch's!

Könige wollen das Gute, die Demagogen deßgleichen!
Sagt man, doch irren sie sich, Menschen, ach, sind sie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen. — Wir wissen's;
Doch wer verstehet, für uns Alle zu wollen, er zeig's.

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken,
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann. I., 333.

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!“ —
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen;
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an!

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild. Lange betrügt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geist's auf Lügen und Unsinn;
Wem der Probierstein fehlt, hält sie für redliches Gold.

Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.

Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sclaven verstummt.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht. I., 334 f.

Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret;
Denn jeder will nach eignem Willen schalten.
VI., 107.

Die Schreckenstage, die ein Reich erfährt,
Wo Jeglicher befiehlt und Keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht,
Und niemand Rath und niemand Rettung sieht,
Die schildr' ich nicht . . . IV., 285.

— Böser Wille, Widerspenstigkeit, Verwirrung
Der besten Sache fährdet nicht die Welt,
Wenn scharfes Aug' des Herrschers die Verirrung
Stets unter sich in kräft'ger Leitung hält.

VI., 288.

— die Weisheit, wandelt sie bescheiden
Unter Menschen, lehrend, rathend, scheltend,
Wenig achtet sie der Haufe, leider öfters
Wird sie wohl verachtet und verstoßen;
Aber wenn sie sich zur Macht gesellet,
Neiget gleich sich die erstaunte Menge
Freudig, ehrfurchtsvoll und hoffend nieder,
Und wie vor Gewalt sich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen.

VI., 344.

So vermag's ein Jeder. Nicht der König
Hat das Vorrecht; Allen ist's verliehen.
Wer das Rechte kann, der soll es wollen;
Wer das Rechte will, der sollt' es können,

Und ein Jeder kann's, der sich bescheidet
Schöpfer seines Glücks zu sein im Kleinen.
. . .

Es lohnt sich
Jeder selbst, der sich im stillen Hausraum
Wohl befleißigt übernommenen Tagwerks,
Freudig das Begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu Andern
Oeffentlich sich fügen, nützlich werden,
Nun dem Allgemeinen weislich rathend,
Wie er sich berieth und seine Liebsten.
Also wer dem Hause treulich vorsteht,
Bildet sich und macht sich werth, mit Andern
Dem gemeinen Wesen vorzustehen.
Er ist Patriot und seine Tugend
Dringt hervor und bildet ihres gleichen,
Schließt sich an die Reihen Gleichgesinnter.
Jeder fühlt es, jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen.
VI., 345, 348 *).

*) Aus dem Vorspiel zur Eröffnung des Weimar'schen Theaters am 19. Sept. 1807, nach glücklicher Wiederversammlung der Herzoglichen Familie.

Die Deutschen sind recht gute Leut',
Sind sie einzeln, sie bringen's weit.
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum erstenmal im Ganzen gerathen.
Ein jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letztemal sein.

II., 347.

Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt die Seinen.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns vom Feinde los.

II., 348, vgl. XXV, 208 ff.

An die T.. und D..

Verfluchtes Volk! kaum bist du frei,
So brichst du in dir selbst entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, du wirst nicht klug.

III., 129.

An den Herrn Obristlieutenant v. Bock.

d. 22. October 1813.

Von allen Dingen, die geschehen,
Wenn ich es redlich sagen sollte,
So war's, Kosaken hier zu sehen,
Nicht eben was ich wünschen wollte.

Doch als die heilig große Fluth
Den Damm zerriß, der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Kosak mir lieb und gut.

VI., 100.

Die Sprachreiniger.

Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf St. Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-System.
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Cordon um die Gränze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort

Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbern ruh'n,
Nichts weiter denken als was wir thun.

III., 128.

Verflucht sei wer nach falschem Rath,
Mit überfrechem Muth
Das, was der Corse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut.
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!

III., 128.

Geld und Gewalt, Gewalt und Geld,
Daran kann man sich freuen;
Gerecht- und Ungerechtigkeit,
Das sind nur Lumpereien.

III., 127.

Ein Cavalier von Kopf und Herz
Ist überall willkommen:
Er hat mit seinem Witz und Scherz
Manch Weibchen eingenommen. —

Doch wenn's ihm fehlt an Faust und Kraft,
Wer mag ihn dann beschützen?
Und wenn er keinen Hintern hat,
Wie mag der Edle sitzen? II., 277.

Darf man das Volk betrügen?
Ich sage: nein!
Doch willst Du sie belügen,
So mach' es nur nicht fein.

Égalité.

Das Größte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur Seines-Gleichen.
Der schlimmste Neidhart ist in der Welt,
Der Jeden für Seines-Gleichen hält.
II., 311.

Kotzebue.

Eisenach. d. 18. Okt. 1817.

Du hast es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geschrieben;
Hättest gerne die tiefste Niedertracht
Dem Allerhöchsten gleichgebracht.

Das hat denn deine Zeitgenossen,
Die Tüchtigen mein' ich, baß verdrossen;
Hast immer doch Ehr' und Glück genossen.
  St. Peter hat es Dir aber gedacht,
Daß Du ihn hättest gern klein gemacht:
Hat Dir einen bösen Geist geschickt,
Der Dir den heimischen Sinn verrückt,
Daß Du Dein eignes Volk gescholten.
Die Jugend hat es Dir vergolten:
Aller End' her kamen sie zusammen,
Dich haufenweise zu verdammen;
St. Peter freut sich Deiner Flammen.
VI., 204.

Mich freuen die vielen Guten und Tücht'gen,
Obgleich so viele dazwischen belfen.
Die Deutschen wissen zu bericht'gen,
Aber sie verstehen nicht nachzuhelfen. III., 23.

Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht;
Doch bleib' ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.

Er komme dann zurück,
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ist's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter.
II., 318.

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein jeder sagt: „Will nur, was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das Uebrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering."
III., 54.

Niemand muß herein rennen,
Auch mit den besten Gaben;
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben. III., 63.

„Sage mir, was das für Pracht ist!?
Aeußere Größe, leerer Schein!"
O, zum Henker! Wo die Macht ist,
Ist doch auch das Recht, zu seyn.
III., 131.

Was die Großen Gutes thaten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich berathen,
Mögen unsre Enkel preisen,
Die's erleben. III., 130.

Mir ist das Volk zur Last;
Meint es doch dieß und das;
Weil es die Fürsten haßt,
Denkt es, es wäre was. III., 131.

Sagst Du: Gott! so sprichst Du vom Ganzen.
Sagst Du: Welt! so sprichst Du von Schranzen.
Hofschranzen sind noch immer die besten,
Volkschranzen fürchte, die allerletzten.
III., 129.

Sie möchten gerne frei sein;
Lange kann das einerlei sein;
Wo es aber drunter und drüber geht,
Ein Heiliger wird angefleht.

Und wollen die alten uns nicht befreien,
So macht man sich behend einen neuen.
Im Schiffbruch jammert jedermann,
Daß keiner mehr als der andere kann.
III., 79.

Ich habe gar nichts gegen die Menge,
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.
III., 53.

Gränzenlose Lebenspein,
Fast, fast erdrückt sie mich!
Das wollen alle Herren sein,
Und keiner ist Herr von sich*).

Und wenn man auch den Tyrannen ersticht,
Ist immer noch viel zu verlieren.

*) Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht. III., 90.

Sie gönnten Cäsar'n das Reich nicht,
Und wußten's nicht zu regieren. III., 80.

Wer ist denn der souveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Bösem jagt.
III., 32.

„Constitutionell sind wir alle auf Erden;
Niemand soll besteuert werden,
Als wer repräsentirt ist."
Da dem also ist,
Frag' ich und werde kühner:
Wer repräsentirt denn die Diener?

„Warum denn aber bei unsern Sitzen
Bist Du so selten gegenwärtig?" *)
Mag nicht für Langerweile schwitzen,
Der Mehrheit bin ich immer gewärtig.
III., 130.

*) Scheint sich darauf zu beziehen, daß Göthe den Sitzungen des Weimar'schen Landtages sehr selten beiwohnte. „Mit dem Landtage", erzählt Luden, Rück-

National-Versammlung.

Auf der recht- und linken Seite,
Auf dem Berg und in der Mitten
Sitzen, stehen sie zum Streite,
All' einander ungelitten. II., 314.

Wenn Du dich ans Ganze wendest
Und votirest, wie Du sinnest,
Merke, welchen Du entfremdest,
Fühle, wenn Du dir gewinnest. II., 314.

---

blicke in mein Leben, S. 126. „stand er durchaus nicht in einem freundlichen Verhältnisse, entweder weil er überhaupt die Landtage nicht liebte, oder weil der Landtag in Weimar ihm nicht gefiel.“ Seinen Widerwillen gegen denselben und gegen das constitutionelle Regiment legte er, nach Luden's Erzählung, auf characteristische Weise an den Tag. (im Jahr 1826). Aufgefordert nämlich, als Vorstand der Großherzoglichen Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst, dem Landtage über die besondere Verwendung einer von demselben im Allgemeinen bewilligten Summe Geldes Rechnung abzulegen, lief diese nach langem Zaudern endlich ein. Sie enthielt aber nur ein paar Zeilen: „Einnahme: 000; Ausgabe: 000; folglich bleibt in der Kasse: x Thlr. (eine Kleinigkeit). Unterschrift: Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst, Göthe“

Toast zum Landtage.

Das Wohl des Einzelnen zu bedenken,
Im Ganzen auch das Wohl zu lenken,
Welch wünschenswerthester Verein!
Den guten Wirth beruft man zum Berather,
Ein jeder sei zu Hause Vater,
So wird der Fürst auch Landesvater sein.
VI., 44.

Bestünde nur die Weisheit mit der Jugend,
Und Republiken ohne Tugend,
So wär' die Welt dem höchsten Ziele nah.
XIII., 257.

Die gute Sache kommt mir vor
Als wie Saturn, der Sünder:
Kaum sind sie an das Licht gebracht,
So frißt er seine Kinder. III., 132.

Daß Du die gute Sache liebst,
Das ist nicht zu vermeiden,
Doch von der schlimmsten ist sie nicht
Bis jetzt zu unterscheiden. III., 132.

Entzwei' und gebiete! tüchtig Wort;
Verein' und leite! beßrer Hort. III., 33.

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beschützet und erhält,
Hat das schönste Loos gewonnen.
VI., 219.

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth, zu sprechen und zu dichten!
III., 40.

Spiegel der Muse.

Sich zu schmücken begierig, verfolgte den rinnenden Bach einst
Früh die Muse hinab, sie suchte die ruhigste Stelle.
Eilend und rauschend indeß verzog die schwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild. Die Göttin wandte sich zürnend;

Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte sie: Freilich
Magst du die Wahrheit nicht seh'n, wie rein dir mein Spiegel sie zeiget!
Aber indessen stand sie schon fern, am Winkel des Seees,
Ihrer Gestalt sich erfreuend, und rückte den Kranz sich zurechte.*)

I.; 261.

Frage nicht, durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib' am stillen Orte,
Wo Du einmal Platz genommen.

Schaue dann umher nach Weisen,
Und nach Mächt'gen, die befehlen;
Jene werden unterweisen,
Diese That und Kräfte stählen.

---

*) Diese Verse lassen sich wohl als eine poetische Rechtfertigung seiner Muse, neben der früher mitgetheilten in Prosa, betrachten gegen den Vorwurf, daß sie nicht in den wandelbaren Ereignissen des Tages (der schwankenden Fläche des vorübereilenden Baches) ihren Ausdruck gesucht.

Wenn Du nützlich und gelassen
So dem Staate treu geblieben,
Wisse, niemand wird dich hassen,
Und Dich werden viele lieben.

Und der Fürst erkennt die Treue,
Sie erhält die That lebendig;
Dann bewährt sich auch das Neue
Nächst dem Alten erst beständig.

IV., 63.

Königlich Gebet.

Ha, ich bin der Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin der Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel, daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe! II., 78.

